

*Karlwalther Schneider*

# DAS HEILIGENBERG-INSTITUT 1946 BIS 1972

Zur Geschichte einer Forschungseinrichtung  
der Nachkriegszeit

Bei meinem Heiligenberg-Aufenthalt im Herbst 2009 kam ich mit jüngeren Menschen ins Gespräch, die schon seit vielen Jahren in Heiligenberg wohnen: Sie waren gut informiert über die Geschichte Heiligenbergs, jedoch von der früheren Existenz des Heiligenberg-Instituts hatten sie keine Kenntnis. Diese Unkenntnis ist natürlich nicht verwunderlich, liegt doch das Ende der Instituts-Zeit bereits 40 Jahre zurück. Die nur 26 Jahre währende Geschichte des Instituts konnte sicherlich auch keine Verankerung im kollektiven Gedächtnis Heiligenbergs bewirken. Außerdem weist nichts mehr auf die frühere Existenz des Instituts hin, keinerlei Spuren, kein Hinweisschild, nichts. Dennoch war ich im Moment bestürzt darüber, dass diese für meine Kindheit und frühe Jugend so bedeutsame vitale Welt des Institutes in Vergessenheit geraten war. So kam ich zu dem spontanen Entschluss, diese versunkene Welt wenigstens auf dem Papier zu erhalten.

Da sich vor mir leider noch niemand der Bearbeitung dieses Themas angenommen hat (es existiert lediglich eine kurze zweiseitige Darstellung von 1967), liegt keinerlei Sekundärliteratur vor, auf die ich mich beziehen könnte. Auch die Quellenlage ist dürftig, so dass ich in hohem Maße auf die Befragung von Zeitzeugen angewiesen war. Diese Zeitzeugenarbeit stellte sich insofern als schwierig dar, als fast alle Personen verstorben sind, die ich aus der damaligen Zeit kannte. So versuchte ich, jüngere Beschäftigte aus der Ära des Heiligenberg-Institutes aufzuspüren. Dies gelang mir mit viel Glück, wobei mir häufig der Zufall zu Hilfe kam. So konnte ich eine Vielzahl an interessanten und aufschlussreichen Gesprächen führen, die meine Recherche schrittweise voranbrachten. Die meisten der befragten Personen präsentierten sich trotz ihres inzwischen hohen Alters in geistiger Frische und konnten aus einem bewundernswerten Langzeitgedächtnis schöpfen. Da sich meine Gesprächspartner zumeist mit Freude an die vergangenen Zeiten erinnerten und mit Lust davon erzählten, war diese Kommunikation für mich häufig ein Erlebnis, für das ich sehr dankbar bin.

Leider glichen meine Nachforschungen oft einem Wettlauf mit der Zeit. Meine Gesprächspartner waren zum großen Teil hochbetagt, und so passierte es, dass Briefe nicht mehr beantwortet und das Telefon nicht mehr abgenommen wurde, die Betroffenen waren verstorben. Andere Zeitzeugen erkrankten so schwer, dass sie keine Gespräche mehr führen konnten.

Manche der ehemaligen Institutsangehörigen meinten zu mir, diese Abhandlung hätte viel früher geschrieben werden sollen. Das ist sicher richtig, aber ich habe wahrscheinlich die letzte Gelegenheit wahrgenommen, das Heiligenberg-Institut darzustellen – wenn auch nur in groben Zügen und sehr lückenhaft.

## WANDLUNG EINES GEBÄUDES – DAS HOTEL POST

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts befand sich der Grund und Boden von Heiligenberg und Umgebung im Besitz des jeweils herrschenden Adelsgeschlechtes. Ab dem 16. Jh. war dies das Haus Fürstenberg. Die Bevölkerung des Ortes Heiligenberg hatte somit bis ins 19. Jh. hinein keinen Zugang zu privatem Grund- und Hausbesitz, der günstigste Status war der des Pächters einträglicher fürstlicher Besitztümer (Hofgut, Mühle etc.).

### DAS FÜRSTLICHE ERBLEHEN

Eine solche fürstliche Besetzung war das Wirtshaus mit Beherbergungsbetrieb am Standort des späteren Postamtes bzw. des späteren Hotel Post, also am heutigen Postplatz. Eine dem Wirtshaus angeschlossene Posthalterei kam wenig später noch hinzu. Die entsprechenden Baulichkeiten entstanden in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts. 1576 wurde Hieronymus Spangier von Graf Joachim zu Fürstenberg als erster Wirt des neu erbauten Gasthauses bestellt. Hieronymus Spangier war kein Heiligenberger, sondern spanischer Herkunft: Graf Hans von Werdenberg war im Dienste des Königs von Neapel in dessen Kriegsflotte tätig. Bei der Einnahme feindlicher Schiffe befand sich unter den Gefangenen ein vier bis fünf Jahre alter Junge vornehmer Herkunft aus Biscaja (nordspanische Region). Da dieses Kind »nicht gelöst« wurde, nahm Hans von Werdenberg es nach Heiligenberg mit. Dort musste der Junge als Diener im Schloß arbeiten. Erwachsen geworden scheint Hieronymus Spangier sich der Gunst des Grafen Joachim zu Fürstenberg erfreut zu haben und erhielt von diesem die Wirtstelle des besagten Gasthauses.<sup>1</sup>

Das Gasthaus wurde als »Erbiehen« vergeben, es befand sich somit zwar nicht im Besitz der Wirte, das Pachtverhältnis konnte von jenen jedoch an ihre Nachkommen weitervererbt werden. In der Folgezeit lassen sich die Erbleheninhaber in ununterbrochener Reihenfolge aufzählen. Im Jahre 1860 wurde das Erblehen abgelöst und ging in den freien Besitz der Familie Krauth-Clavel über. Wenige Jahre später erwarb die mit Krauth-Clavel verschwägte Familie Bücheler den Besitz, dessen Eigentümer sie über 140 Jahre bleiben sollte.



Abb. 1: Gasthof zum Adler (Carl Krauth) später Hotel Post

## DIE PIONIERE

Der neue Besitzer, Vinzens Bücheler, erkannte schnell die Zeichen der Zeit: Die zweite Hälfte des 19. Jh. verzeichnete bereits erhöhte Reiseaktivitäten der bürgerlichen Kreise, wobei vor allem Meeresstrände, aber auch schöne und interessante Landschaften besonders gefragt waren. Heiligenberg hatte mit seiner exponierten Lage hoch über dem Salemer Tal mit Blick auf Bodensee und Alpen, mit seinem Waldreichtum, seiner vielfältigen Natur, sowie seinem historischen Ambiente (Schloß, Schweitzer Haus, Klausenegg, Alt-Heiligenberg, Freundschaftshöhlen, Klosterkirche Betenbrunn) dem kulturell interessierten Naturliebhaber und Erholungsuchenden einiges zu bieten. Darüber hinaus galt schon damals das Höhenklima mit seiner klaren Luft als förderlich für viele medizinische Indikationen.

So richtete Vinzens Bücheler sein Haus als Hotel für Sommergäste ein, nach 1870 auch zunehmend für Kurgäste. Das »Hotel Post« – wie es sich jetzt nannte – wurde damit zum Gründungshaus des Kurortes Heiligenberg. Das gegenüber dem Hotel Post auf der anderen Seite des Postplatzes befindliche Hotel Winter<sup>2</sup> zog bald nach und stellte ab 1880 auch seinen Betrieb auf die Beherbergung von Kurgästen um.

Der Ruf Heiligenbergs als romantisch gelegenen attraktivem Kurort mit entsprechenden Einrichtungen verbreitete sich zügig; so kam es, dass auch die illustre Kurklientel von Baden-Baden auf Heiligenberg aufmerksam wurde und sich in zunehmendem Maße – besonders zur Sommerzeit – dort einfand. Diese Klientel bestand zum beträchtlichen Teil aus höheren Offizieren sowie aus großbürgerlichen Kreisen. Mit dieser noblen Gästespezies entwickelte sich in Heiligenberg ein mondänes Kurmilieu mit anspruchs-



Abb. 2: Hotel Winter vor dem Umbau

voller Infrastruktur<sup>3</sup>. Im Mittelpunkt dieses Kurbetriebs standen die beiden Hotels, die ihre Gäste nicht nur beherbergten und verköstigten, sondern ihnen auch ein bemerkenswertes Kultur- bzw. Unterhaltungsprogramm boten.<sup>4</sup>

### DIE BAUHERREN

Konnte man die erste Bücheler-Generation als die der Pioniere bezeichnen, so war die zweite Generation die der innovativen Bauherren: Friedrich Wilhelm Bücheler übernahm 25-jährig im Jahre 1896 den Familienbetrieb nach dem Tod des Vaters. Um 1906 baute er das Hotel Post in großem Umfang aus: das dritte Stockwerk wurde aufgesetzt, ein großer Anbau erfolgte im rückwärtigen Bereich, an die Gebäudefront zum Postplatz hin wurde in voller Länge ein geräumiger Wintergarten vorgesetzt, das erste Stockwerk erhielt mittig eine große prachtvolle Loggia, darüber (vor dem zweiten Stock) befand sich in der baulichen Fortsetzung ein ebenso großer Balkon. Überdies ließ Friedrich W.



Abb. 3: Friedrich Wilhelm Bücheler



Abb. 4: Hotel Post um 1908

Bücheler am Waldrand des Hohenstein für seine Gäste Tennisplätze anlegen. So entwickelte sich das Hotel Post zu einem veritablen Nobel-Hotel mit luxuriöser Ausstattung, was auf den alten Fotos dokumentiert ist.

Die sechs Jahre zwischen ca. 1908 und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges waren wahrscheinlich der Höhepunkt in der Geschichte des Hotel Post sowie des Kurortes Heiligenberg. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen<sup>5</sup> machten sich auch in Heiligenberg bemerkbar: Einerseits gingen die Übernachtungszahlen insgesamt zurück, andererseits büßte nach Kriegsende die Gästeschickeria den größten Teil der höheren Offiziere ein: Der Typus des wilhelminischen Offiziers hatte sich überlebt, viele Offiziere waren gefallen, andere standen auf der Straße<sup>6</sup>, das gesellschaftliche Prestige war ohnehin beschädigt. Dennoch wird sich in den Jahren der Weimarer Republik die Noblesse der Heiligenberger Gäste gehalten haben, zumal nach 1923 der wirtschaftliche Aufschwung einsetzte.

#### DIE KRISENMANAGER

Friedrich Wilhelm Bücheler starb 56-jährig im Jahre 1927 und hinterließ seine Frau Emilie mit fünf Kindern. Der Tod des tatkräftigen Familienoberhauptes dürfte die Familie schwer getroffen haben: Außer der ältesten Tochter Franziska, die mit ihren 19 Jahren auf der Schwelle zum Erwachsenenstand stand, waren die übrigen Geschwister noch im halbwüchsigen bzw. Kindesalter zwischen 7 und 15 Jahren. Die Kinder bedurften also noch weitgehend der elterlichen Zuwendung und Fürsorge und waren weit davon entfernt, adhoc die Mutter eigenverantwortlich zu unterstützen oder gar Bereiche des Hotelbetriebes in Eigenregie zu übernehmen. Zur schwierigen familiären Situation



Abb. 5: Franziska Bücheler



Abb. 6: Paula Bücheler

kam hinzu, dass schwere Zeiten bevorstanden: 1929–32 bescherte die Weltwirtschaftskrise der deutschen Republik Massenarbeitslosigkeit und eine Welle von Konkursen. Natürlich hatte dies erhebliche Auswirkungen auf das Gaststätten- und Hotelgewerbe und damit auch auf das Hotel Post. Krisenmanagement war also angesagt – dies sollte für diese Generation prägend werden; denn weitere Krisen folgten: der Zweite Weltkrieg und vor allem der Zusammenbruch 1945.

Die Folgen der Weltwirtschaftskrise wurden jedenfalls bewältigt, und das Hotel Post florierte im Laufe der 1930er Jahre wieder derart, dass sich Franziska, die Älteste der Geschwister, mehrere Weltreisen leisten konnte. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre hatten die Geschwister den Betrieb des Hotels kollektiv übernommen. Das finanzielle Management hatte Franziska Bücheler inne. Auf einer ihrer großen Reisen lernte letztere ihren späteren Mann, den Kapitän Gerth kennen.

Ein bis zwei Jahre nach der Heirat wollte Herr Gerth den NS-Staat verlassen und mit seiner Frau nach Australien auswandern. Franziska konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, ihre Geschwister und ihre Mutter mit dem Hotel alleinzulassen, womit sie de facto ihre Ehe (zumindest vorerst) dem Wohl des Hotels opferte. Auch die anderen Geschwister scheinen eine starke Bindung und Identifikation mit ihrem Hotel gehabt zu haben: Paula (1917–1994) blieb bis ins hohe Alter (unverheiratete) Küchenchefin, Annetta (1919–2001) heiratete zwar, blieb aber bis zu ihrem Tod im Hotel tätig.

Friedrich Albert machte eine reguläre Ausbildung zum Hotelier in diversen Nobelhotels wie z. B. dem »Adlon« in Berlin. Er sollte nach Abschluss seiner Ausbildung die Leitung des Hotel Post übernehmen und Franziska Gerth ablösen. 1939 musste er allerdings in den Krieg und starb 1945.<sup>7</sup> Er hinterließ seine Frau Antonie und die Kinder



Abb. 7: Annemarie Bücheler



Abb. 8: Friedrich Albert Bücheler

Gisela und Friedrich. Antonie stieg 1945 auch in den Hotelbetrieb ein, dem sie bis 1969 angehören sollte.

Der hohe Grad an Identifikation war durchaus auch in den Reihen des Hotel-Personals wiederzufinden: Ein eindrucksvolles Beispiel dafür war Anna Back, eine unverheiratete Heiligenbergerin (Tante von Frau Hiestand, geb. Back). Ihre Tätigkeit im Dienste der Familie Bücheler begann als Kindermädchen für die insgesamt sechs Geschwister Franziska, Emilie (die bereits dreijährig starb), Elisabeth<sup>8</sup>, Friedrich, Paula und Annemarie.

Da die Kinder im Laufe von elf Jahren geboren wurden, dauerte diese Tätigkeit sicherlich über 15 Jahre an. Zwar hatte



Abb. 9: Anna Back

Anna Back ihre eigene kleine Wohnung im Dorf, schlief aber doch meistens in ihrer Kammer im Hotel, um ständig abrufbereit sein zu können. Ihr Leben gehörte dem Hotel Post: Klein, schmal und flink wirbelte sie ständig herum, ob in der Küche, der Waschküche oder im Gemüsegarten am Fuße des Hohenstein – ihre Tätigkeitsfelder waren zahlreich. Sie hatte eine asketische und strenge Ausstrahlung, die Kinder fürchteten sich vor ihrem durchdringenden Blick. Schon Anfang der 50er Jahre (im Alter von etwa



Abb. 10: Elisabeth, Paula, Friedrich, Annemarie, Franziska

55 Jahren) wirkte sie alt und abgearbeitet – trotz oder wegen ihrer enormen Agilität, sie hieß daher für die meisten im Dorf »die alte Anna« (in der Familie Bücheler allerdings »Tante Anna«).

## DAS ENDE DER GROSSEN HOTELS AM POSTPLATZ

Die Gästeklientel hat seit den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg vermutlich einen Strukturwandel erfahren: Für zwei Personengruppen lassen sich deutlichere Aussagen machen: 1) Der Anteil der höheren Offiziere ging nach dem Ersten Weltkrieg mit Sicherheit stark zurück. 2) Der Anteil (wohlhabender) jüdischer Gäste (die angeblich besonders das Hotel Winter frequentierten) ging ab 1933 sehr stark zurück. Ansonsten kann wohl davon ausgegangen werden, dass die Gäste im Lauf der vier Jahrzehnte vor dem Zweiten Weltkrieg zunehmend auch aus breiteren bürgerlichen Schichten kamen. Ab wann die Sphäre des Mondänen schwand, ist unklar. Sie hat sich spätestens während des Zweiten Weltkrieges aufgelöst. Nach 1945 war jedenfalls vom Glanz der frühen Jahre nichts mehr übrig geblieben.

Das Haupthaus des Hotel Post wurde während des Zweiten Weltkriegs nicht mehr regulär als Hotel genutzt, möglicherweise war dies bereits in den Jahren zuvor der Fall. Der Hotel- und Restaurantbetrieb fand nun maßgeblich im Hinterhaus statt, das natürlich durch seine Lage an der Abbruchkante zum Tal hin mit seinem grandiosen Ausblick auf Salemer Tal, Bodensee und Alpen überaus attraktiv war. Vermutlich entsprachen die

großzügig geschnittenen Zimmer im Haupthaus auch nicht mehr der gewandelten Gästestruktur; im Hinterhaus hatten die Zimmer eine deutlich kompaktere und ökonomischere Größe.

Das Haupthaus am Platz stand im Krieg möglicherweise vorübergehend leer, es wurde jedenfalls zeitweilig als Flüchtlingsunterkunft genutzt. Unmittelbar nach dem Krieg quartierten sich die französischen Besatzungstruppen hier ein: Im Hotel Post waren die Mannschaften untergebracht, während im etwas feineren Hotel Winter die Offiziere residierten. Die Abnutzung und die Schäden waren daher im Hotel Post deutlich umfangreicher.<sup>9</sup> Das Hauptgebäude des Hotel Post wurde nach dem Krieg nicht mehr als Hotel genutzt. Auch das Hotel Winter hatte bald nach dem Krieg als Hotel ausgedient: Ab 1953 wurde es unter dem Namen »Haus Hohenstein« als Erholungsheim<sup>10</sup> betrieben.

Die Gründe dafür, dass diese beiden großen Hotelgebäude nicht mehr als Hotels betrieben wurden, mögen neben der veränderten Gästestruktur auch in einem veränderten Gästeverhalten zu sehen sein: Bestand die Gästestruktur früherer Jahrzehnte besonders aus gutzahlenden Kurgästen, die mehrere Wochen am Stück buchten, so entwickelte sich nach dem Krieg in zunehmender Weise ein touristischer Stoßbetrieb, der besonders im Sommer an Wochenenden und Feiertagen (und in den Sommerferien) Hotels, Pensionen und Gaststätten füllten. Gleichzeitig entstand ein stets wachsender Tagesgästebetrieb: Das Schloß mit seinen Schlossführungen war hierfür der Magnet: Wachsende Buskarawanen steuerten an Wochenenden und Feiertagen Heiligenberg an, ließen ihre



Abb. 11: Hotel Winter



Abb. 12: Postplatz an einem Sonntag im Jahre 1952

touristische Ladung auf dem Postplatz ab, die in der Regel sogleich zur Schlossführung strebte, danach ins Restaurant bzw. Café und dann den Ort wieder verließ.

Das Leitungsteam des Hotel Post (Franziska Gerth, Paula Bücheler, Antonie Bücheler und Annemarie Förster) wurde 1954 durch Annemarie Försters Ehemann Herbert erweitert. Dieser war viele Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen und kam nun als sogenannter Spätheimkehrer nach Hause.

Er übernahm wohl nach und nach die Funktion von Franziska Gerth. 1969 trennte sich Antonie Bücheler vom Hotel Post, ließ sich das Erbteil ihres verstorbenen Mannes auszahlen und verließ Heiligenberg. Nach dem Tod von Franziska Gerth (1908–1988) und Paula Bücheler befand sich das Hotel Post im Besitz der Familie Förster, die es auch in zweiter Generation bis 2009 weiterführte. 2009 ging der Besitz des Hotel- und des Wohngebäudes an die Gemeinde Heiligenberg über.

## DAS HEILIGENBERG-INSTITUT – DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

Im Jahre 1946 erhielt das Hauptgebäude des Hotel Post eine neue Nutzung: Die Universität Freiburg war stark ausgebombt, Ausweichquartiere wurden notwendig. Die beiden Freiburger Professoren Mangold und Langendorff hatten ihre Institute im Luft-



Abb. 13: Steinzeitkarikatur des Heiligenberg-Institutes 1952 (Reinhold Schneider)

krieg verloren. Vermutlich durch Vermittlung von Prof. Schoeller, der ein kleines chemisches Labor in Bodman am Bodensee betrieb, fanden Mangold und Langendorff im benachbarten kleinen Ort Wallhausen Möglichkeiten für die Unterbringung ihrer Instituts-einrichtung. Es scheint, als ob Wallhausen keine reine Lagerstätte war, sondern bereits ein primitives Institutsprovisorium, in dem schon in sehr beschränktem Umfang gearbeitet wurde. Dabei waren auch einige wenige Beschäftigte aus der Freiburger Zeit zumindest vorübergehend hier tätig, wie z. B. Dr. von Wöllwarth oder Camilla Bischoff. Wallhausen war auf jeden Fall Treffpunkt für die bisherigen Mitarbeiter an den beiden ausgebombten Freiburger Instituten; damit wurde es natürlich auch zu dem Ort, an dem Pläne und Visionen für die Zukunft entstanden. Inhalt dieser Pläne war vor allem, geeignete Baulichkeiten in der Nähe zu finden, um die Institute neu ins Leben zu rufen.

In diesem Zusammenhang spielte der pensionierte Chemiker Prof. Schoeller erneut eine wichtige Rolle, denn er hatte bereits ähnliche Vorstellungen entwickelt, über deren Realisierung nachgedacht und Recherchen angestellt. So beschlossen die drei Professoren zusammen mit ihrem Kollegen Tonutti (der nach seinem unfreiwilligen Weggang von der Uni Fribourg auch heimatlos geworden war) die Gründung eines gemeinsamen wissenschaftlichen Institutes im Umfeld des Bodensees. Hierzu konnte Walter Schoeller seine Kontakte zum Fürstenhaus der Fürstenberger nutzen: Der Fürst schlug den Professoren das alte Gebäude des Hotel Post in Heiligenberg vor. Anlässlich eines gemeinsamen Essens im Hotel Post fiel schließlich die konkrete Entscheidung, hier

das neu zu gründende Institut zu etablieren. Dazu kam es durch ein Gespräch, das sich mit einer der Besitzerinnen (vermutlich Frau Gerth) des Hotel Post ergab: Sie beklagte sich über den Vandalismus der französischen Soldaten im Hauptgebäude, die mit ihren Schusswaffen in Türen und Decken schossen. (Die Einschüsse waren z. T. bis zur Auflösung des Instituts sichtbar). Gleichzeitig bekundete sie ihr Interesse, das Gebäude an ein wissenschaftliches Institut, wie es von den vier Professoren geplant war, zu vermieten.

Bei den folgenden Aktivitäten und Planungen kam Theo Beye ins Spiel: Ihn kannte Schoeller entweder aus seiner Berliner Zeit oder – was wahrscheinlicher ist – vom Wissenschaftler-Stammtisch im Hotel Krone in Konstanz. Theo Beye hatte Schoeller beeindruckt als umtriebigen Organisations- und Verhandlungstalent mit guten Verbindungen zu einflussreichen Persönlichkeiten. Daher holte ihn Schoeller nach Heiligenberg. Beye gelang es dank seiner guten Kontakte (nicht nur) zur Fürstin von Fürstenberg, die ihrerseits mit einem der französischen Offiziere verwandt war, sowie seines Verhandlungsgeschicks, das Hotel Post von den Franzosen freizubekommen.<sup>11</sup>

So entstand 1946 das Heiligenberg-Institut mit seinen 4 wissenschaftlichen Forschungsabteilungen: Im Parterre wurde die chemische Abteilung von Prof. Schöller im ehemaligen Tanzsaal eingerichtet. Daneben befand sich hier noch die Verwaltung, im hinteren Teil des Parterres verblieben die Hotelküche sowie ein großer Gastraum des Hotels (»die Stub«). Den ersten Stock teilten sich die Abteilungen Prof. Mangold (Biologie, Zoologie), Prof. Langendorff (Radiologie) und Prof. Tonutti (experimentelle Medizin).

Ebenfalls im ersten Stock waren die Versuchstiere von Langendorff (Mäuse, Ratten) und Tonutti (Meerschweinchen) in zahllosen Käfigen untergebracht. Diese fanden später im Bereich zwischen Eiskeller und Waschküche ein neues Domizil und schließlich im »Schattigen Garten« ihr endgültiges Zuhause.



**Abb. 14:**  
Chemische Abteilung

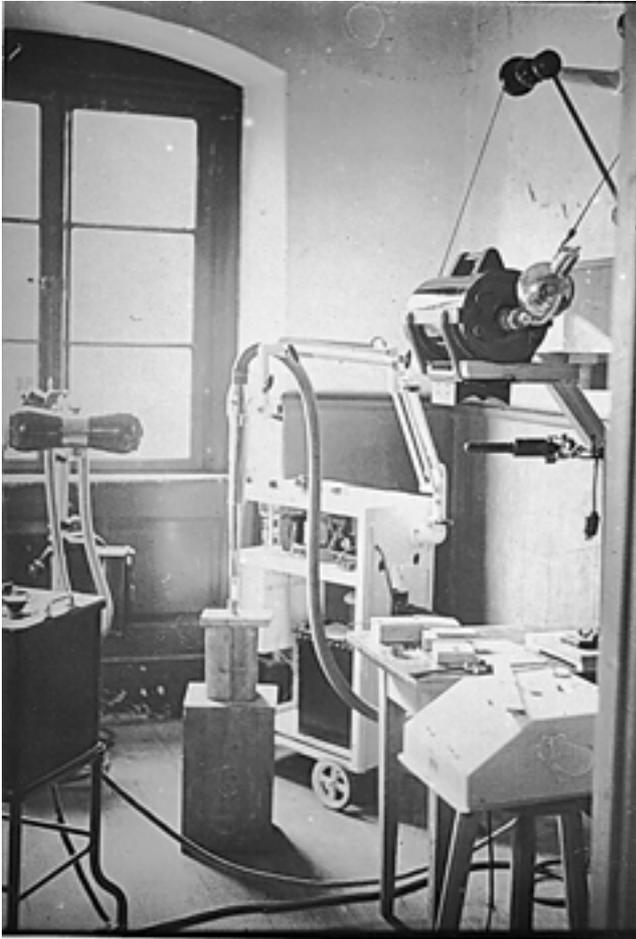


Abb. 15: Radiologische Abteilung



Abb. 16: Rattenstall

Im Schattigen Garten befand sich außerdem in einem barackenähnlichen Gebäude die Institutswerkstatt, in der Mobiliar und sonstige Einrichtungsgegenstände für die Labors und Arbeitsräume getischt und repariert wurden.

Der zweite und der dritte Stock (unteres Dachgeschoß) waren Wohnquartier für die Angestellten, im dritten Stock kam später noch eine Erweiterung der biologischen Abteilung mit Dr. Tiedemann hinzu. Der oberste Dachboden war Speicher und Abstellfläche für Gerümpel aller Art. Natürlich waren die räumlichen Verhältnisse nicht ideal: Der Zuschnitt der Räume entsprach häufig nicht den jeweiligen Anforderungen der verschiedenen Abteilungen, die Flure waren eher überdimensioniert. Umbaumaßnahmen größeren Stils verboten sich jedoch, dazu fehlten – auch in späterer Zeit – die finanziellen Mittel. So wurde von Anfang an improvisiert, z. T. auf hohem Niveau, wobei Phantasie und Organisationstalent der Betroffenen stets gefragt waren. Nach den ersten Jahren stellte sich in manchen Bereichen eine gewisse Beengtheit ein, weshalb mit einigen Apparaturen sogar auf die Flure ausgewichen werden musste. Da die gesamte technische Infrastruktur mög-

lichst zweckdienlich aber nicht zeit- und kostenaufwendig sein durfte (offen liegende Installationen aller Art: elektrische Leitungen und Anschlüsse, Wasser- und Abwasserleitungen, Ofenrohre, etc.) war der optische Eindruck vieler Labor- und Arbeitsräume roh und improvisiert, man konnte z. T. wohl von einem »geordneten Chaos« sprechen.

Von der einst noblen Hotel-Innenarchitektur ließ sich generell nur noch wenig erahnen. Das großzügige Treppenhaus hingegen blieb trotz seines verblassten Glanzes ein edles Element: Die Stufen aus schwerem Granit, die großen Fenster kunstvoll kleinteilig strukturiert (in Anlehnung an Schloss- und Kirchenfenstergestaltung) mit z. T. bunter Ausgestaltung von zumeist heraldischen Motiven, das hölzerne Treppengeländer elegant geschwungen – treppab ein beliebtes Transportmittel: Die Kinder rutschten darauf bäuchlings, manche Erwachsene rücklings die Stockwerke hinunter.

In seinen Anfängen hatte das HBI sicherlich kaum mehr als 20 Beschäftigte. Mit der Konsolidierung der finanziellen Verhältnisse konnten jedoch langsam mehr Mitarbeiter eingestellt werden, so dass 1960 ein Personalstand von 50 Beschäftigten erreicht war, davon 15 Wissenschaftler. Diese personelle Ausstattung des Institutes blieb in den folgenden Jahren grundsätzlich bestehen. 1967 arbeiteten am HBI 18 promovierte Wissenschaftler und 52 »technische Kräfte«. Die Beschäftigten hatten 45 Labor- und Arbeitsräume zur Verfügung.

Mit dieser Mitarbeiterzahl hatte sich das Heiligenberg-Institut zum größten selbständigen Forschungs-Institut in Südbaden entwickelt. Der hohe Personalstand und die ständig gewachsene technische Ausstattung bewirkten jedoch eine Überbelegung: Das Institutsgebäude platzte aus allen Nähten. Seit Ende der 50er Jahre wurden daher Auswege aus diesem räumlichen Dilemma gesucht.

## DIE INSTITUTSGRÜNDER UND ABTEILUNGSLEITER

### 1. DER ZOOLOGE OTTO MANGOLD (1891–1962)

Otto Mangold studierte Zoologie in Tübingen, Rostock und Freiburg. Ab 1923 leitete er als Privatdozent die Abteilung für Entwicklungsphysiologie am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin. Es schlossen sich an Professuren an den Universitäten Berlin (1929), Erlangen (1933) und Freiburg (1937–1953), wo Mangold auch zum Rektor berufen wurde. Er fungierte außerdem als Vorstandsmitglied der Deutschen Zoologischen Gesellschaft. Ab 1946 war er Leiter der entwicklungsphysiologischen Abteilung am Heiligenberg-Institut und Direktor des Heiligenberg-Institutes. Mangold genoss als Wissenschaftler und Autor vieler wissenschaftlicher Veröffentlichungen

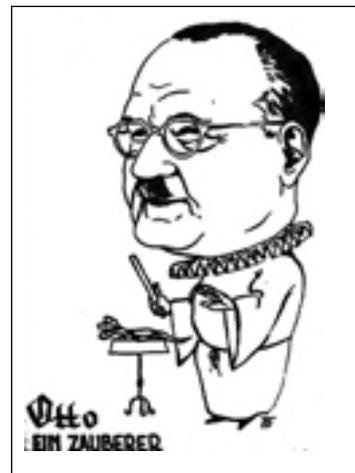


Abb. 17: Mangold

hohes Ansehen. Er war u. a. Verfasser eines dreibändigen Standardwerkes zur Entwicklungsphysiologie.

Verheiratet war er mit Hildegard Pröscholdt, die – wie er – bei dem späteren Nobelpreisträger Prof. Spemann als Doktorandin bzw. Assistentin gearbeitet hatte. Von ihr wird berichtet, sie habe mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit maßgeblich dazu beigetragen, dass Spemann den Nobelpreis erhielt. Sie starb jedoch bereits als junge Frau und Mutter bei einem tragischen Unfall. Wegen seines kleinen Kindes, das zu versorgen war, heiratete Mangold bald zum zweiten Mal: Else Supper, Institutssekretärin in Neapel.

Mangold musste viele Jahre später einen zweiten, schweren Schicksalsschlag hinnehmen: Sein einziger Sohn fiel im Zweiten Weltkrieg, nachdem dieser 1941 noch das Abitur gemacht hatte.

Wegen seiner NSDAP-Zugehörigkeit<sup>12</sup> war Mangold nach dem Krieg aus dem Universitätsdienst ausgeschieden. Von der französischen Militärregierung wurde er zunächst suspendiert, später entlassen. Da er nach dem Krieg seine wissenschaftlichen Forschungen weiter betreiben wollte, musste er sich eine neue Wirkungsstätte suchen. Diese entstand 1946 im neu gegründeten Heiligenberg-Institut. Im Gegensatz zu seinen beiden Professorenkollegen, die nur gelegentlich (höchstens alle 2 Wochen) nach Heiligenberg kamen, war Mangold fast ständig im HBI anwesend. Otto Mangold leitete die biologische Abteilung des HBI von Beginn an bis zu seinem Tod 1962.

## 2. DER RADIOLOGE HANNS LANGENDORFF (1901–1974)

Der jüngste und umtriebige der drei Gründungsprofessoren war wohl Hanns Langendorff:

Er studierte Biologie in Jena, wo er 1928 promovierte, habilitierte sich 1936 an der Technischen Hochschule Stuttgart und übernahm noch im selben Jahr als ordentlicher Professor die Leitung des Radiologischen Instituts an der Universität Freiburg. Ab 1946

leitete er die Abteilung für Radiologie am Heiligenberg-Institut. Als aktives Mitglied war er tätig in: Deutsche Atomenergie-Kommission, Euratom, Schutzkommission beim Bundesinnenministerium, Deutscher Fachnormenausschuß für Radiologie, Strahlenschutzkommission des Internationalen Roten Kreuzes, etc.

Außerdem war er Mitherausgeber einschlägiger Zeitschriften: »Atomenergie«, »International Journal of Radiation Biology«, »Röntgenblätter«, und »Strahlentherapie«.

Nach den Katastrophen von Hiroshima und Nagasaki gewann die Strahlenbiologie schlagartig an Bedeutung, wobei Strahlenschutz im weitesten Sinne im Mittelpunkt künftiger Forschungen stand.<sup>13</sup> Hierbei arbeitete Langendorff mit seinem Institut richtungsweisend für die Entwicklung der



Abb. 18: Langendorff

Strahlenwissenschaft. Seine Untersuchungen erstreckten sich von der biologischen Organisation vom Eiweißmolekül bis zum Säugetierorganismus. Einen besonderen Schwerpunkt nahmen die Untersuchungen über die Strahlentherapie der Krebsbehandlung ein. Hauptteil seiner Arbeiten der letzten 20 Jahre seines Lebens war dem chemischen und biologischen Strahlenschutz gewidmet. Dies hatte auch praktische Auswirkungen: So ist z. B. die Erfindung des Dosisfilmes (»Dosimeter«) zur Messung von Strahlendosen bei beruflich strahlenexponierten Personen ein Ergebnis seiner Forschungstätigkeit. Er erwarb sich damit den inoffiziellen Ruf eines Strahlenschutzpapstes.

In seinen mehr als 250 Veröffentlichungen, an denen auch seine Frau Dr. Margarete Langendorff (geb. Hädeke) als engste wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war<sup>14</sup>, beschäftigte er sich mit grundlegenden Fragen der Strahlenbiologie und ihrer Grenzgebiete: etwa Elementarvorgänge bei der biologischen Strahlenwirkung, Beeinflussung des Blutbildes durch Röntgenstrahlung, chemischer und biologischer Strahlenschutz und Messung der natürlichen Grundstrahlung. Langendorff erhielt viele internationale Auszeichnungen: Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Tokio bei einem Empfang des japanischen Kaisers, weitere Ehrungen in Japan, Deutschland, Finnland, etc.

Hanns Langendorff war verheiratet und hatte zwei Kinder. Mit seiner Familie lebte er in Freiburg. Die radiologische Abteilung des HBI leitete er (neben seiner Lehrstuhl-tätigkeit an der Uni Freiburg) von Beginn an bis zum Ende des Heiligenberg-Instituts. Somit war er der einzige der Institutsgründer, der die Auflösung des HBI erlebte (als 71-jähriger) und die Abwicklung vermutlich aktiv mitbetreiben musste. Dieses Ende war überaus enttäuschend für ihn, und er äußerte sich darüber in offiziellen Verlautbarungen mit großer Bitterkeit.

### 3. DER CHEMIKER WALTER SCHOELLER (1880–1965)

Nach Studium und Promotion in Bonn wechselte Walter Schoeller an die Universität Berlin, wo er sich 1915 habilitierte. Ab 1919 hatte er eine Professur für medizinische Chemie in Freiburg inne. Walter Schoeller war verheiratet mit Paula de Crignis, seine beiden Kinder wurden in Freiburg geboren. Bis 1923 lehrte und forschte er in Freiburg, dann, nach der Geburt seines Sohnes, zog die Familie Schoeller nach Berlin. Dort hatte Walter Schoeller die wissenschaftliche Leitung der Schering A.G. in Berlin als Direktor der Forschungslaboratorien übernommen. Dies blieb er bis zum Ende seiner Tätigkeit bei Schering (vermutlich 1944), durch die er viele Kontakte zu Wissenschaftlern im In- und Ausland sowie zu Krankenhäusern und Kliniken erhielt, mit denen sich z. T. eine enge Zusammenar-



Abb. 19: Schoeller

beit entwickelte. Schwerpunkte seiner Arbeit waren die Chemotherapie und besonders die Erforschung der Hormone.<sup>15</sup> Gleichzeitig fungierte er als Kuratoriumsmitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. In dieser Funktion lernte er vermutlich Otto Mangold kennen. Zu Walter Schoellers Freundeskreis gehörten die Wissenschaftler Wilhelm Traube<sup>16</sup> sowie die Nobelpreisträger Otto Hahn, Otto Warburg<sup>17</sup> und Adolf Butenandt. Letzteren hatte er stark gefördert und arbeitete mit ihm viele Jahre eng zusammen.

1944 wurden die Gebäude der Schering-Werke durch Fliegerbomben zerstört, ebenso Schoellers Wohnhaus. Nach einer vorübergehenden Bleibe im Schloss Liebenberg (Brandenburg) zog die Familie<sup>18</sup> nach Allensbach an den Bodensee um. Von dort aus richtete er sich offenbar im gräflichen Schloss in Bodman ein chemisches Labor mit wenigen Angestellten ein, wo er möglicherweise noch Forschungsaufträge von Schering bearbeitete. Dabei arbeitete er mit einem Mitglied des gräflichen Hauses zusammen.

Später fand er eine Wohnung in Konstanz. Nach Konstanz hatte es viele Naturwissenschaftler aus allen Teilen Deutschlands verschlagen, die dort im Hotel Krone einen regelmäßigen Treff (Stammtisch) pflegten. Zu diesem Kreis stieß nun auch Walter Schoeller und lernte dort unter anderem Prof. Tonutti aus Fribourg kennen. Diese Wissenschaftler gründeten den gemeinnützigen Verein »Hilfsgemeinschaft badischer Forscher zur Linderung der Not«; er sollte als Basis dienen, um wissenschaftliche Einrichtungen ins Leben zu rufen.

1945 wurde Schoeller vermutlich von Otto Mangold kontaktiert, da dieser mit Hanns Langendorff eine vorübergehende Bleibe für seine Institutseinrichtung aus der zerbombten Universität Freiburg suchte. Möglicherweise war es Schoeller, der seinen beiden Kollegen eine solche Lagerungsmöglichkeit im benachbarten Wallhausen vermittelte. Die drei Professoren entwickelten nun die Idee, gemeinsam ein Institut im Bodenseeraum zu gründen und aufzubauen.

Schoeller gelang es, die Realisierung dieser Idee mit Hilfe seines Konstanzer Vereins und seiner freundschaftlichen Beziehungen zum fürstenbergischen Fürstenhaus maßgeblich voranzutreiben.<sup>19</sup> So konnte Schoeller schließlich mit seinen Professorenkollegen Mangold, Langendorff und Tonutti das Heiligenberg-Institut gründen.

In Heiligenberg leitete er sodann die chemische Abteilung von 1946 bis 1956. Ende 1956 gab er seine Funktion als Chef der chemischen Abteilung im Alter von 76 Jahren auf. Walter Schoeller blieb dem HBI jedoch als Ehrenvorsitzender erhalten. Ab 1947 war er offiziell mit Wohnsitz in Konstanz gemeldet, wo er bis zu seinem Tode 1965 lebte. Für seine wegweisenden Forschungen auf dem Gebiet der Hormone, Sulfonylamide, etc. erhielt er mehrere Ehrendoktorwürden sowie das große Bundesverdienstkreuz.

#### 4. DER MEDIZINER UND ANATOM EMIL TONUTTI (1909–1987)

Nach Medizinstudium und Promotion in München arbeitete Emil Tonutti als Assistent am Anatomischen Institut der Uni Breslau (ab 1935); seine wissenschaftliche Arbeit befasste sich mit den Wirkungen der Vitamine im Gewebe, insbesondere des Vitamins C. 1939 erfolgte seine Habilitation. Von Herbst 1939 bis Anfang 1940 war er Kriegsteilnehmer in Polen als Assistenzarzt einer Sanitätskompanie. Spätestens im Frühjahr 1940 wurde er von der Wehrmacht beurlaubt.<sup>20</sup> Danach war als Dozent für Anatomie an der Uni Breslau tätig. 1941 übernahm er eine Professur am Anatomischen Institut der Universität Fribourg (Schweiz); hier forschte er vorwiegend auf dem Gebiet der Nebennierenrinde. 1946 musste Tonutti Fribourg wegen seiner NS-Vergangenheit verlassen. Bereits im Juni 1945 waren in der Schweizer Presse massive Vorwürfe<sup>21</sup> gegen Tonutti erhoben worden, die für erhebliches Aufsehen sorgten. Dies führte schließlich dazu, dass der Bundesrat der Schweiz die Ausweisung Tonuttis aus der Schweiz zum 10. März 1946 verfügte.



Abb. 20: Tonutti

Notgedrungen kehrte er ins zerstörte Nachkriegsdeutschland zurück, wo er zunächst keine neue Wirkungsstätte fand. In Konstanz schloss er sich dem Wissenschaftler-Kreis an, der im Hotel Krone seinen Stammtisch pflegte und einen Selbsthilfe-Verein gegründet hatte. Hier lernte er den Chemiker Walter Schoeller kennen, mit dem er Ende 1946 das HBI gründete (zusammen mit den Professoren Mangold und Langendorff). Vom Herbst 1946 bis März 1950 leitete er die Abteilung für experimentelle Medizin am HBI. Seine Abteilung war im ersten Stockwerk angesiedelt neben Radiologie und Biologie. Hier nahm er Hypophysektomien an Meerschweinchen und Ratten vor und führte wesentliche Experimente mit Diphtherietoxin durch. Nach seinem Weggang 1950 wurde seine Abteilung am HBI aufgelöst.

Sein weiterer beruflicher Werdegang führte ihn an die Universitäten Gießen (1950–1958), Tübingen (1958–1962) und Bonn (1962–1966), wo er als Direktor die jeweiligen anatomischen Institute leitete. In diesen Jahren wandte er sich zunehmend den Erkrankungen der männlichen Keimdrüsen zu. Bereits in seiner Bonner Zeit wurde Tonutti in die Gründungsausschüsse der Medizinischen Akademie Lübeck, sowie der Universitäten Konstanz, Ulm und Regensburg berufen. 1966 wechselte er an die Universität Ulm, wo er von 1967–1970 Prorektor war.

Im Rahmen der Universitätsneugründungen setzte sich Tonutti für die Erprobung neuer Universitätsstrukturen sowie für eine Reform des Medizinstudiums ein. In Ulm arbeitete er als Leiter der Abteilung Klinische Morphologie. Als Prorektor der Universität Ulm verwirklichte er die in der Gründungsschrift niedergelegten Reformideen. 1974 erfolgte seine Emeritierung

Tonutti war als Anatom und besonders als Endokrinologe im In- und Ausland bekannt und anerkannt. Besonders seine Arbeiten über die Nebenniere verschafften ihm internationale Aufmerksamkeit. Seine Monografie über den Hoden gehörte zu den Standardwerken. 1939 erhielt er den von-Eicken-Preis, 1952 die Claude-Bernard-Medaille der Universität Montreal (Kanada). Er war Mitglied diverser medizinisch-wissenschaftlicher Gesellschaften, unter anderem der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie, deren Präsident er vorübergehend war und gab lange Zeit die Zeitschrift »Endokrinologie« heraus. Tonutti war verheiratet mit Emilie Seiler und hatte zwei Kinder. Nach seiner Emeritierung zog er sich vom Wissenschaftsbetrieb zurück und lebte bis zu seinem Tod 1987 in Riederau am Ammersee. Seine letzten Jahre waren gezeichnet von schwerer Krankheit.

#### 5. DER CHEMIKER ERNST WALDSCHMIDT-LEITZ (1894–1972)

Ernst Waldschmidt-Leitz studierte in Freiburg, Frankfurt und München, wo er sich 1924 habilitierte. 1928 wurde er als Professor für Chemie an die Deutsche Technische Hochschule in Prag berufen, wo er gleichzeitig als Direktor das Institut für Biochemie leitete.<sup>22</sup>

1932/33 war er für eine Gastprofessur an der University of Pennsylvania, Philadelphia beurlaubt. Er lebte zunächst in München, wo er 1923 Dr. Johanna Graser heiratete; in München wurde auch seine Tochter geboren. 1928 zog die Familie nach Prag, 1938 zogen Frau und Tochter wieder von Prag weg nach Rottach-Egern, Waldschmidt-L. blieb mit zweitem Wohnsitz in Prag. Anfang 1945 setzte er sich aus Prag ab zu seiner Familie nach Rottach-Egern. 1946 erhielt er einen Lehrauftrag für organische Chemie an der Uni Erlangen. 1950 wurde er auf den Lehrstuhl für organische Chemie an der TU München berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1963 lehrte und forschte. 1956 übernahm er die Leitung der chemischen Abteilung am Heiligenberg-Institut und trat damit die Nachfolge von Walter Schoeller an.

Seine wissenschaftlichen Forschungsarbeiten (über 170), beschäftigten sich fast ausschließlich mit der Chemie der Eiweißkörper und deren enzymatischem Abbau.



Abb. 21: Waldschmidt-Leitz

Nach seinem Beitritt als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Deutschen Brauerstengemeinschaft 1953 verlagerte sich sein Hauptforschungsgebiet von den tierischen auf die pflanzlichen Eiweißstoffe, vor allem auf die Proteine der Gerste. Waldschmidt-L. veröffentlichte rund 300 Arbeiten, vor allem auf dem Gebiet der Enzyme und Eiweißkörper, darunter auch einige Monographien, u. a. »Enzyme« und »Chemie der Eiweiß-

körper«. Für die Braugerstenzüchtung und für die Technologie der Brauerei waren seine Forschungen richtungweisend, als Eiweißforscher genoss er internationalen Ruf. Im Jahre 1932 erhielt er den Paul-Ehrlich-Preis. In seiner Prager Zeit war seine Reputation jedoch vorübergehend dadurch in Frage gestellt, dass er ungesicherte Vermutungen veröffentlichte.<sup>23</sup>

In Heiligenberg war Waldschmidt-L. in seinen ersten Jahren nur gelegentlich anzutreffen. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1963 bewohnte er ein eigenes Zimmer im Institut und war häufig in Heiligenberg präsent. Sein Hauptwohnsitz befand sich weiterhin in Rottach-Egern.

Privat galt Waldschmidt-L. als Bonvivant. Er war temperamentvoll, gesellig und humorvoll. Als Chef verlangte er Disziplin und hohen Arbeitseinsatz. Dafür zeigte er sich sehr großzügig bei der zeitlichen Bemessung des Jahresurlaubs (in den 60er Jahren zwei Monate). 1964 erkrankte er schwer und hatte eine Beinamputation, wovon er sich nur mühsam erholte. Als schließlich seine einzige Tochter an Krebs starb, wurde er zusehends hinfällig. Trotz seines geschwächten Zustandes blieb er jedoch bis zum 30. September 1972 im HBI präsent. Er starb im Dezember 1972 – zeitgleich mit der Auflösung des Heiligenberg-Instituts.

#### 6. DER ZOOLOGE GERHARD KRAUSE (1907–1991)

Gerhard Krause studierte in Königsberg, Erlangen und Bonn, wo er 1933 promovierte. Als Kriegsteilnehmer geriet er in französische Kriegsgefangenschaft, wo er über fünf Semester Vorlesungen in Lagerakademien für Biologen, Mediziner, Landwirte und Forstleute hielt. Während dieser Zeit wurde er 1943 (in Abwesenheit) zum Dozenten für Zoologie in Berlin ernannt. Nach dem Krieg war er ab 1952 Hauptkonservator an der Uni Tübingen. 1956 wurde er Mitglied des Internationalen Instituts für Embryologie. Von 1958 bis 1975 wirkte er als Ordinarius am zoologischen Institut (Zoologie und vergleichende Anatomie) der Uni Würzburg. Sein Spezialgebiet war die Insektenforschung (embryologische Experimente). 1962/63 übernahm er die Leitung der biologischen Abteilung am Heiligenberg-Institut nach Mangolds Tod.

Krauses Frau war technische Assistentin bei Mangold gewesen, es bestand daher sowohl eine persönliche Beziehung zu Mangold als auch ein Bezug zum Heiligenberg-Institut bereits vor Antritt der Mangold-Nachfolge. Krause hatte (wie auch Langendorff und Waldschmidt-L.) nach Übernahme von Mangolds Abteilung weiterhin seinen Lehrstuhl an der Universität Würzburg inne. Wegen der vergleichbar großen Entfernung zwischen Heiligenberg und Würzburg war er deshalb nur selten im HBI präsent. Dort führte er wichtige Untersuchungen zur Regulation der Embryonalentwicklung bei Insekten durch. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Stammeskriterien der Tiere veröffentlichte er 1990 in seinem Werk »Interphänotypen«.

## FORSCHUNGSGEGENSTAND UND STRUKTUR DES HEILIGENBERG-INSTITUTES



Abb. 22 Produktetikett Melosa

### 1. CHEMIE

Die chemische Abteilung betrieb Grundlagenforschung mit unterschiedlichen Schwerpunkten, z. B. Gerste und Milch, dabei standen besonders Milcheiweiß sowie Labgerinnung im Mittelpunkt der Arbeiten. Bereits 1948 wurde von Dr. Jonas eine Methode entwickelt, aus Milchzucker, der damals im Vergleich zu »echtem« Zucker sehr billig war, jedoch eine geringe Süßkraft hatte, einen honigähnlichen Sirup mit hoher Süßkraft herzustellen: »Melosa«. Die industrielle

Herstellung wurde in zwei Großmolkereien aufgenommen, auch Bahlsen war beteiligt. Die spätere Einführung von billigem Rohrzucker und die Produktionsausweitung von Rübenzucker machten jedoch Jahre später Melosa wieder uninteressant.

In späterer Zeit wurde an der systematischen Analyse der Eiweißkörper der Getreidearten geforscht. Dabei befasste man sich unter anderem mit dem Einfluss von Klima, Standort und Höhe der Stickstoffdüngung auf die Zusammensetzung der Eiweißkörper in der Gerste. Ein Ergebnis war, dass man bei diesen Arbeiten die Ursache für die Kältetrübung beim Bier fand. Ebenso wurde über die Prolamine von Hafer, Weizen und Roggen geforscht. Weitere Versuche erstreckten sich auf die Milchgerinnung und auf die Zusammensetzung der Prolamine (die einfachsten bekannten Eiweißkörper) in den Samenkörperchen von Fischen. Außerdem wurden Eiweißkörper im normalen und pathologischen menschlichen Serum analysiert (die wässrigen, nicht gerinnenden Bestandteile von Körperflüssigkeiten).

Im Rahmen der abteilungsübergreifenden Arbeiten kamen radiobiologische Forschungen hinzu: Es wurden Eiweißkörper aus Serum vor und nach einer Röntgenbestrahlung analysiert. Das Forschungsmaterial hierzu war Ziegenblut, dessen Analyse in einem aufwendigen Prozess erfolgte.<sup>24</sup> Dabei wurde festgestellt, wie sich die einzelnen Komponenten des Serums durch die Bestrahlungen veränderten. Die chemische Abteilung erhielt in der zweiten Hälfte der 60er Jahre eine Dependance im Schlossvorhof in der ehemaligen großen Wohnung des Geistlichen Rates. Dr. Kling hatte hier sein Reich; er erforschte immunologische Nachweismethoden, Versuchstiere dafür waren Kaninchen.

### Das chemische Labor (im Institutsgebäude)

Die chemische Abteilung bestand vor allem aus einem großen Raum, dem Hauptlabor (ehemaliger Tanzsaal des Hotel Post). Daneben gab es noch fünf kleine Nebenräume, die allesamt um das Hauptlabor gruppiert waren. In den Wintern der ersten Jahre waren die Heizmöglichkeiten noch sehr begrenzt. So wurde z. B. im kalten Winter 1947/48 zumeist in dicken Wintermänteln gearbeitet, die Innenraumtemperaturen waren deutlich unter 10 Grad. Die Stimmung und Arbeitsatmosphäre wurden dadurch jedoch nicht beeinträchtigt. Im Gegenteil, sie waren geprägt von Aufbruchstimmung, Humor und Freude an der guten Zusammenarbeit. Man hielt sich jedenfalls gegenseitig bei Laune trotz (oder wegen) der widrigen Temperaturen. Ungeachtet der unbeschwerten lockeren Atmosphäre der ersten Generation in der chemischen Abteilung bestand eine hohe Arbeitsmoral: Die Beschäftigten waren häufig noch abends nach 20 Uhr im Labor tätig und machten manchmal erst um 23 Uhr Feierabend.

Im großen Hauptlabor standen in gleichmäßigen Abständen vier bis fünf lange durchgehende breite Labortische, auf deren Mitte der Länge nach Regalaufbauten montiert waren mit zahllosen Flaschen und sonstigen Behältnissen, die sowohl flüssige als auch pulverförmige Substanzen enthielten. An den Enden der Tische standen große Sauerstoffbomben und andere große stählerne Gasbehälter, außerdem waren die Schmalseiten der Tische mit Spülbecken ausgestattet. Es gab wohl auch einige wenige Abzugsrohre für die schlimmsten Dämpfe.

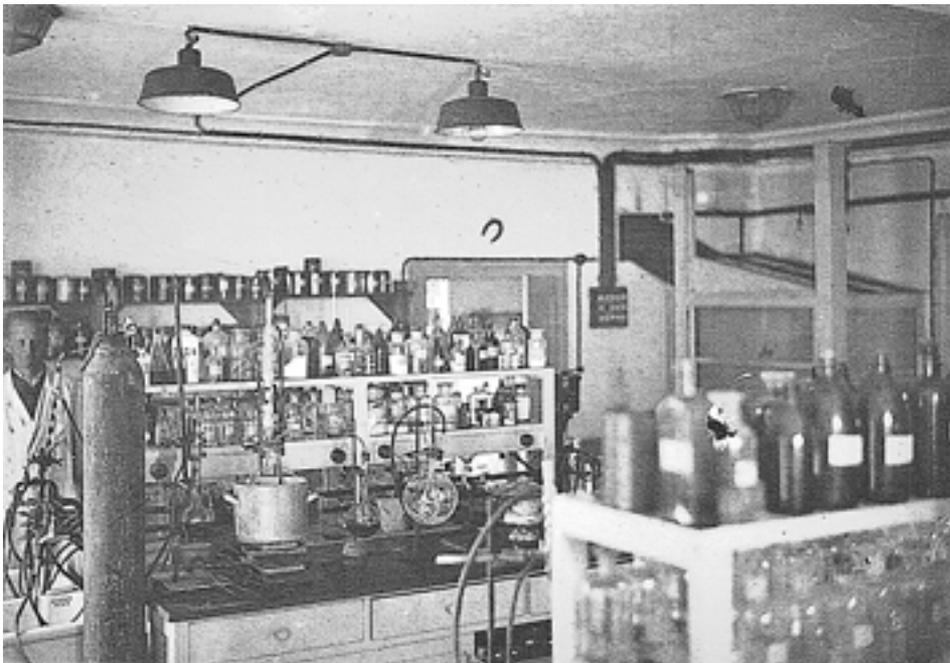


Abb. 23: Chemisches Labor

Trotz moderner Geräte, die nach und nach in der chemischen Abteilung Einzug hielten, blieben große Teile der Laboreinrichtung sowie die Räumlichkeiten sehr provisorisch. So kam es Ende der 60er Jahre einmal zu einem spektakulären Brand: Eine Schlauchverbindung zwischen Gasbehälter und Bunsenbrenner löste sich unbemerkt, das Gas strömte aus und entzündete sich. Der Brand konnte jedoch vom Laborpersonal gelöscht werden mit Löschschaum. Die Folgen des Löschvorganges erwiesen sich als sehr arbeitsintensiv: das ganze Labor, Inventar und alle freistehenden Gerätschaften mussten mühsam vom Schaum gereinigt werden.

Der Alltag im chemischen Labor war geprägt von bitteren Gerüchen, manchmal dominierten auch faulige oder schwefelige Geruchskomponenten, niemals jedoch liebliche bzw. angenehme. Überall köchelten oder brodelten zumeist transparent-farbige Flüssigkeiten in Glaskolben auf Bunsenbrennern, Kochern etc., deren Dämpfe zu der bitteren olfaktorischen Gesamtnote beitrugen. Aus Glasschlangen tropften klare Destillate; teilweise waren mehrere Gefäße miteinander in speziellen Versuchsanordnungen verbunden, teilweise wurden unterschiedliche Essenzen zusammengeführt; diverse elektrisch betriebene Geräte sorgten z. T. für eine gewisse Lärmkulisse. Die Beschäftigten mussten ständig die chemischen Prozesse beobachten, kontrollieren, mit langen Glaspipetten Proben entnehmen und auf saugfähiges Spezialpapier tropfen, den Prozessverlauf und die Ergebnisse dokumentieren. Sie führten Analysen durch oder stellten neue Verbindungen her, sie destillierten oder sie trennten Stoffe z. B. in der Ultrazentrifuge.

Manche Versuche gerieten gelegentlich auch außer Kontrolle und explodierten – zumeist ohne gravierende Schäden. Lediglich einmal entstand ein regelrechter Brand (s. o.), der dank des tatkräftigen Einsatzes des Laborpersonals auf das chemische Labor begrenzt blieb.

Das olfaktorische Milieu des chemischen Labors machte natürlich vor den Beschäftigten nicht Halt: die bitteren Gerüche setzten sich in Haaren und Kleidung fest, der Chemiker war somit leicht zu identifizieren.

## 2. RADIOLOGIE

Im Mittelpunkt der Forschung standen Strahlenbiologie und Strahlentherapie mit Versuchen und Untersuchungen an Ratten und Mäusen.<sup>25</sup> Zielsetzung war die Erforschung der Wirkungen ionisierender Strahlen auf biologische Objekte.

Hier befasste man sich mit der Schutzwirkung vor diesen schädlichen Strahlen. Dabei konnten Stoffe ermittelt werden, die bei den Versuchstieren eine beträchtliche Erhöhung der Überlebensrate gegenüber den Kontrolltieren bewirkten. Man erhielt Einblicke in den äußerst komplizierten Mechanismus der Strahlenwirkung im tierischen Organismus. Biochemische Analysen und elektronenmikroskopische Untersuchungen ergänzten diese Forschungsarbeit.<sup>26</sup>

Die Abteilung befasste sich weiterhin mit radioaktiven Spaltprodukten und deren Verhalten im tierischen Organismus, in den sie durch Einatmen oder durch Nahrungs-

mittel gelangen können. Besonderes Augenmerk galt dabei dem gefährlichen Isotop Strontium 90. Gefährlich deshalb, da sich dieses Spaltprodukt aus Atomexplosionen im Knochengewebe ablagert, wo es das blutbildende Knochenmark schädigt und zur Bildung von Tumoren führt. Gefährlich auch, da die Mittel der Chemotherapie bei Strontium 90 versagen. Man fand heraus, dass es durch bestimmte Hormongaben zumindest teilweise aus dem Körper entfernt werden kann.

In der radiologischen Abteilung gab es vermutlich drei Labors: Erstens ein externes Labor am Tierstall (Schattiger Garten) mit abgeteiltem massiv gemauertem Röntgenraum (Dr. Koch), zweitens das Isotopenlabor im zweiten Stock (Dr. Catsch, später Dr. Kriegel) und drittens das Labor der Unterabteilung Dr. Hagen, später Dr. Fleming.

Grundsätzlich wurden in allen drei Labors Tierversuche durchgeführt mit verschiedenen Forschungsschwerpunkten. In einem ersten Schritt wurden die Tiere unterschiedlichen Strahlendosen ausgesetzt. Dies geschah entweder durch Bestrahlung von außen (Röntgenstrahlen) oder durch Inkorporation radioaktiver Substanzen (Injektionen). Die Auswirkungen dieser Maßnahmen auf den gesundheitlichen Zustand (gesundheitliche Schädigungen), sowie auf die Mortalität wurden beobachtet und analysiert. In einem zweiten Schritt wurden die Tiere mit Chemikalien, Futterdiäten, etc. behandelt, um Gegenmaßnahmen und Heilungsmöglichkeiten der Strahlenschäden zu erforschen. Im Rahmen der Befundauswertung wurden auch unterschiedliche Operationen an den Tieren durchgeführt (etwa durch Entnahme innerer Organe). Die Röntgenbestrahlungen erfolgten ausschließlich im externen Labor (Röntgenraum). Dort wurden außerdem be-

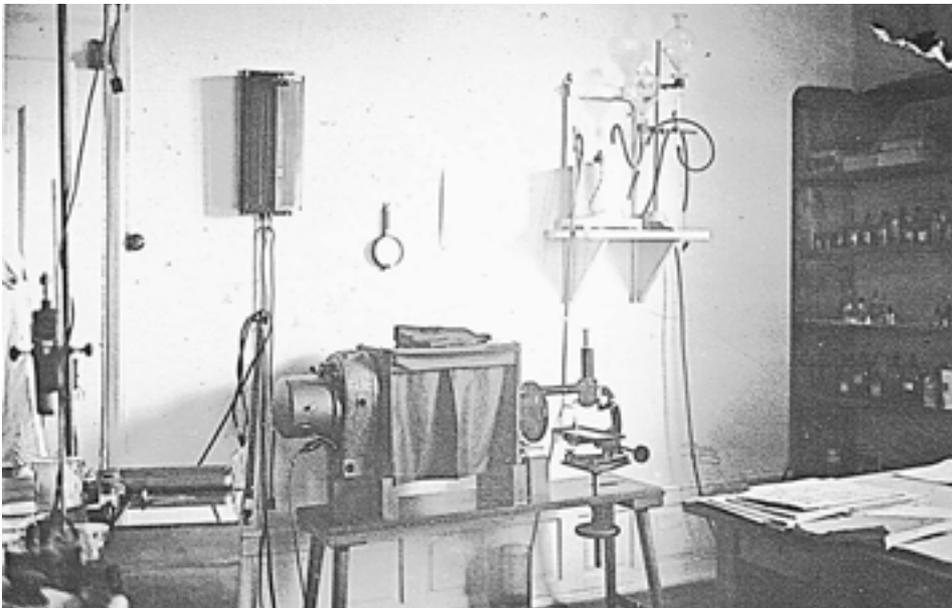


Abb. 24: Radiologie

stimmte radioaktive Injektionen verabreicht, z. B. Phosphor P23 und im weiteren Verlauf spezielle Chemikalien gespritzt, z. B. Weckamine. Die Versuche mit Strontium 90 und anderen radioaktiven Isotopen erfolgten im sogenannten »Isotopenlabor«.

### 3. ZOOLOGIE/BIOLOGIE/ENTWICKLUNGSPHYSIOLOGIE

In dieser Abteilung wurden Untersuchungen an Amphibien<sup>27</sup>, besonders an Embryos, durchgeführt zur Erforschung der Ausbildung der Organe sowie des Problems der Determination embryonaler Zellen (Determinationssubstanzen).<sup>28</sup>

Man befasste sich also vor allem mit der Frage, welchen Einflüssen die Entwicklung der Organismen aus dem befruchteten Ei und auch die weiteren Bildungsvorgänge unterliegen. So wurde z. B. erforscht, welche Ursachen eine Zelle oder einen Zellkomplex dazu veranlassen, ein bestimmtes Gewebe (Muskulatur, Nerven usw.) oder Organe (Auge, Herz usw.) oder auch etwas Anomales (krebsartige Geschwulst) zu bilden. Im Rahmen dieses Forschungsgebietes erfolgten jahrelange Untersuchungen an den Eiern von Molchen. Man stellte fest, wo sich der Ausgangspunkt für die Entwicklung der verschiedenen Organe befindet, zu welchem Zeitpunkt diese Entwicklung einsetzt und wie sie abläuft. Es wurden weiterhin die Auswirkungen des Fehlens von Organen auf die Gesamtentwicklung untersucht. So erzeugte man Molchlarven ohne Gehirn, ohne Rückenmark oder Nervensystem, ohne Schwanz und erhielt sie über mehrere Monate am Leben.

Auch aus dem Embryonalextrakt von Hühnereiern gewann man Substanzen, mit denen man Versuche an Molchembryonen machte. Aus Hühnerembryonen gewannen

also die Heiligenberger Wissenschaftler Wirkstoffe, die sie dann in die Bauchhaut von Molchembryonen einbrachten. Hier bildeten sich nur Vorderköpfe, Hinterköpfe und Schwänze aus, je nachdem, welchen Wirkstoff man anwandte.<sup>29</sup> Eine andere Forschungseinrichtung dieser Abteilung erstreckte sich auf die Möglichkeit, das Wachstum krebsartiger Geschwülste zu hemmen. Dazu machte man Versuche mit Röntgenstrahlen an Molchlarven. Es fan-

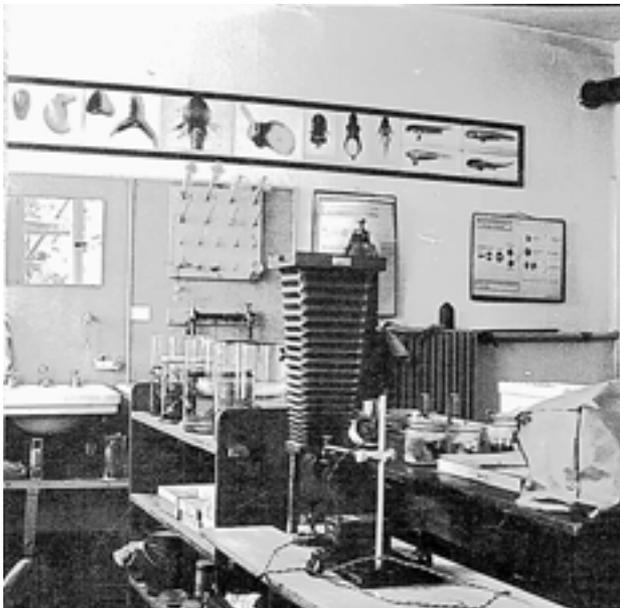


Abb. 25: Biologische Abteilung

den außerdem Untersuchungen statt, die die Entwicklung von Insekten zum Gegenstand hatten. Hintergrund und Zielsetzung dieser Forschungen war die Schädlingsbekämpfung. Weitere Untersuchungen wurden über Bakterien durchgeführt, insbesondere zum Thema Hospitalismus.

#### 4. EXPERIMENTELLE MEDIZIN

Hier erfolgten Untersuchungen an Ratten und Meerschweinchen zur Erforschung der funktionellen Organstrukturen und -systeme. An den Versuchstieren wurden Hypophysektomien vorgenommen, um die Regelkreise zwischen Hypophyse und peripheren endokrinen Organen aufzuklären. Es wurde weiterhin auf dem Gebiet der Nebennierenrinde geforscht und mit Diphtherietoxin experimentiert. Nach Prof. Tonutis Weggang von Heiligenberg im Jahre 1950 löste sich die Abteilung für experimentelle Medizin auf.

#### 5. ABTEILUNGSÜBERGREIFENDE FORSCHUNG

Waren in den 1940er und 1950er Jahren Projektabsprachen zwischen den Abteilungen eher die Ausnahme, so entstand in den 1960er Jahren durch die Geldgeber ein gewisser Druck zur Koordinierung der Forschungen. Daher traf sich der Institutsvorstand bestehend aus den Professoren Langendorff, Waldschmidt-L. und Krause zweimal im Jahr, um zusammen mit Herrn Sell (bzw. seinen Nachfolgern) die Arbeit im Institut zu besprechen und insbesondere die künftigen Forschungsprojekte zu beschließen. Gegenüber den Geldgebern des Institutes war es von Bedeutung, dass die Forschungsprojekte förderungswürdig waren. Insofern waren entsprechende Überlegungen und Strategien notwendig. Diese Sitzungen fanden in Klausur statt, alle übrigen Wissenschaftler blieben von diesen Beratungen und Beschlüssen ausgeschlossen.

So wurde in den 1960er Jahren gemeinsam von allen drei Abteilungen die Erforschung der Wirkungen von energiereichen Strahlen (z. B. radioaktive Strahlung) auf die lebendige Substanz betrieben, etwa Untersuchungen mit/bei Insekten, Ratten, Mäusen, Ziegen. Diese abteilungsübergreifende Forschungsarbeit erfolgte unter dem Eindruck der US-Atombombenversuche und dem daraus resultierenden weltweiten Fall Out. Was damals in der Öffentlichkeit noch kein Thema war, wurde in Experten- und entsprechenden politischen Kreisen sehr wohl diskutiert: die Gefahr radioaktiver Verseuchung. Man wollte daher im Heiligenberg-Institut die Möglichkeit der Immunität gegen atomare Strahlung durch Antikörper erforschen. Ebenso wurde an der Fragestellung geforscht, ob sich Strontium und Cäsium aus tierischem Gewebe entfernen ließe. Für Untersu-

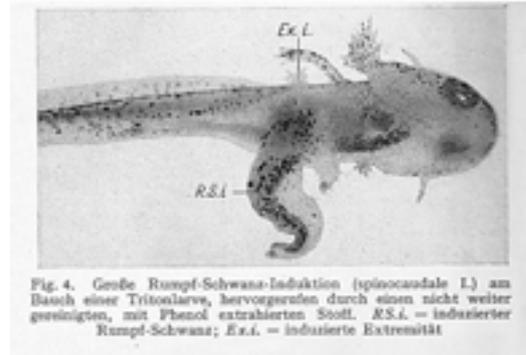


Abb. 26: Molchlarve mit zwei Schwänzen

chungen mit Röntgenstrahlen wurde im Keller des Schlossvorhofs (Eingang gegenüber dem Glockenturm) eine Bestrahlungsanlage für die Ziegen eingerichtet.

Diese Forschungen erfolgten zwar nicht unter offizieller Geheimhaltung, jedoch wurden weder die Bevölkerung von Heiligenberg und der umliegenden Ortschaften noch die allgemeine Öffentlichkeit darüber informiert. Man wollte die Bevölkerung nicht beunruhigen. Beunruhigt und misstrauisch waren allerdings östliche Geheimdienste, die argwöhnten, dass hier ganz andere Forschungsarbeit betrieben würde. So kam es immer wieder zu Spionagetätigkeit bzw. -versuchen im Institut.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten erwiesen sich bekanntermaßen nicht als erfolgreich. Zwar wurden eine ganze Reihe beachtenswerter Ergebnisse erzielt: Z. B. wurde bei bestrahlten Tieren ein Resistenzfaktor entdeckt, der sich auf unbestrahlte Tiere übertragen ließ; es wurde erkannt, dass bestimmte Ernährungsweisen die Ausscheidung von inkorporierten radioaktiven Stoffen bewirkte; ebenso wurden bestimmte chemische Verbindungen erforscht, die eine gewisse Strahlenschutzwirkung ausüben. Alles in allem reichten jedoch diese Forschungsergebnisse nicht aus, um z. B. medizinische Prophylaxe (Impfstoff) oder effiziente Akutbehandlung von strahlengeschädigten Personen zu ermöglichen, was bei Unfällen in atomaren Wiederaufarbeitungsanlagen (Windscale/Sellafield) und bei Reaktorunfällen (besonders Tschernobyl) von großer Bedeutung gewesen wäre. Die Untersuchungen wurden jedoch noch bis Anfang der 1970er Jahre fortgeführt und relativ üppig finanziert.

Ebenfalls abteilungsübergreifend erfolgten »Untersuchungen über den Wirkungsmechanismus von pflanzlichen Giftstoffen, von bakteriellen Endotoxinen, von Hormonen und anderen chemischen Stoffen, sowie physikalischen Noxen, deren Aussagen für den Menschen, sein Wohlbefinden, seine Gesundheit und seine Existenz von grundlegender Bedeutung sind.«<sup>30</sup>

## 6. WISSENSCHAFTLICHE KADERSCHMIEDE

Eine wichtige Zielsetzung des Instituts war die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, der in der Nachkriegszeit im zerstörten Deutschland Schwierigkeiten hatte, angemessene Anstellungen bzw. Forschungsmöglichkeiten zu finden. Daher wanderten viele junge Wissenschaftler ins Ausland ab. Diesem Trend stellte sich das Heiligenberg-Institut erfolgreich entgegen: Viele Doktoranden kamen von ihren Universitäten bevorzugt ins Heiligenberg-Institut, um sich hier ihren Doktorarbeiten zu widmen. Die Bedingungen waren ideal: Die Doktoranden wurden weder durch Verpflichtungen des Universitätsbetriebes davon abgehalten, sich auf ihre Dissertationen zu konzentrieren, noch wurden sie von den vielseitigen Anreizen ihrer Universitätsstädte abgelenkt. Es waren vornehmlich die Universitäten München, Würzburg, Berlin, Ulm und Freiburg, die ihre wissenschaftlichen Nachwuchskräfte ins HBI schickten. Zu diesen Universitäten unterhielt das HBI ständige enge Beziehungen.

Für eine große Zahl dieser erfolgreichen Doktoranden stellte das Institut die Basis für eine wissenschaftliche Karriere dar; bei einem Teil der Doktoranden folgte auf die Dissertation auch noch die Erstellung der Habilitationsschrift im Heiligenberg-Institut. So ging aus dem HBI eine Reihe von Lehrstuhlinhabern hervor: Berlin, Aachen, Karlsruhe, Ulm, Frankfurt, Ankara, Turin. Seit 1955 waren es zwölf Professoren, die ihre wissenschaftlich-universitäre Laufbahn dem HBI verdankten. Bereits 1965 waren aus dem Heiligenberg-Institut etwa 450 wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden. Am Ende, 1972, waren es rund 700 Untersuchungen.

## 7. DAS FÜHRUNGSGREMIUM

Die drei (bzw. anfänglich vier) Professoren hatten unterschiedliche Funktionen inne: Zuerst leiteten sie als Wissenschaftler ihre jeweilige Abteilung und trafen hier die wesentlichen organisatorischen wie inhaltlichen Entscheidungen. Sodann fungierten sie als ehrenamtlicher kollegialer Vorstand des HBI,<sup>31</sup> das als gemeinnütziger Verein ausgewiesen war. Sie waren somit die offiziellen Repräsentanten des HBI gegenüber der Öffentlichkeit.

Zudem hatten sie (ebenfalls ehrenamtlich) gemeinsam die Verwaltung des HBI inne zusammen mit Theo Beye und dem Verwaltungschef Herbert Sell. Die wesentlichen Entscheidungen und maßgeblichen Weichenstellungen wurden in dieser Runde getroffen.

In ihren Abteilungen agierten die Professoren autonom. Unabhängig voneinander bestimmten sie ihre Forschungsschwerpunkte, wählten ihre Mitarbeiter aus und delegierten Arbeitsaufträge. Die Mitarbeiter hatten – zumindest offiziell – kein Mitspracherecht. Die Abteilungsleiter trafen sich zwar gelegentlich zu gemeinsamen Besprechungen, abteilungsübergreifende konkrete Projekte wurden dabei jedoch nicht angestrebt. Dies änderte sich erst, als die staatlichen Geldgeber dieses ab Anfang der 1960er Jahre zunehmend wünschten. Hiernach erfolgten regelmäßige Besprechungen der Vorstandsmitglieder zweimal im Jahr.

Die Zusammenarbeit der Professoren in Vorstand und Verwaltung war in den ersten Jahren sicherlich gut und geprägt von der allgemeinen Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit und dem Bewusstsein, dass Erfolg nur im solidarischen Zusammenspiel aller Beteiligten möglich war. Dies scheint sich gegen Mitte der 1950er Jahre etwas geändert zu haben. Durch die entstehende Raumnot sowie den zunehmenden Finanzbedarf der einzelnen Abteilungen bei relativ gleich bleibender Mittelzuweisung scheint sich das harmonische Miteinander der Anfangsjahre insbesondere zwischen der chemischen Abteilung und den beiden anderen Abteilungen abgekühlt zu haben. Ende 1956 gab Schoeller die Leitung der chemischen Abteilung auf und schied somit auch aus dem Vorstand des HBI aus.

Schoellers Nachfolger wurde Prof. Waldschmidt-Leitz aus München. Mit ihm zog ein neuer Geist (nicht nur) in die chemische Abteilung ein. Schon bald führte er eine

Neuerung im Institutsbetrieb ein, die die Kommunikation der Abteilungen untereinander aktivieren sollte sowohl in wissenschaftlicher als auch in menschlicher Hinsicht: Mehrmals im Jahr lud er die Wissenschaftler aller Abteilungen ein zu einem gemeinsamen Abend im Hotel Baader, wo zunächst jeweils ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wurde, auf dessen Grundlage sodann ein Colloquium folgte. Die Vorträge wurden reihum von Mitarbeitern der verschiedenen Abteilungen gehalten, die somit Einblick gaben in ihre Arbeit und ihr Forschungsgebiet. Die nachfolgende Aussprache diente der inhaltlichen Klärung sowie der kritischen Würdigung.

Diese Abende (in der chemischen Abteilung salopp »Nachsitzen« genannt) nahmen schon bald einen offiziellen Rang ein, die Teilnahme war wohl nicht obligatorisch, galt den meisten aber als selbstverständlich. Waldschmidt-L. integrierte sich somit zügig im HBI, das Verhältnis zwischen ihm und seinen Professoren-Kollegen blieb gleichwohl eher distanziert, zu verschieden waren die Naturelle.

1962 starb Prof. Mangold, der bis zu seinem Tod in seiner Abteilung tätig war. Auf seine Nachfolge machte sich Dr. Tiedemann Hoffnungen, der sich inzwischen auch habilitiert hatte. Ihm wurde jedoch Prof. Krause aus Würzburg vorgezogen, der bereits engere Beziehungen zu Mangold und dem HBI unterhielt. Für ihn scheint jedoch das HBI nicht den hohen Stellenwert eingenommen zu haben wie für Mangold und besonders Langendorff, die mit ihrem Herzblut an ihrem Institut hingen. Vermutlich war das Heiligenberg-Institut für Krause (wie auch für Waldschmidt-L.) vor allem wichtig, um auch in der Zeit nach der Emeritierung eine aktive wissenschaftliche Rolle spielen zu können. Langendorff war und blieb daher der aktivste und leidenschaftlichste Kämpfer für den Erhalt des HBI in einem Neubau in Konstanz bzw. Ulm.

## 8. FINANZIERUNG

Das Heiligenberg-Institut wurde zwar von Freiburger Professoren gegründet, war aber organisatorisch wie finanziell keine Außenstelle der Universität Freiburg sondern eine selbständige Forschungseinrichtung. Die Finanzierung stellte zunächst eine unübersichtliche Gemengelage dar, teils aus gerettetem Privateigentum, teils aus Mitteln von privaten und halbstaatlichen Geldgebern und war wohl zunächst eine problematische und mitunter chaotische Angelegenheit: Besonders in den ersten Nachkriegsjahren und im Zusammenhang mit der Währungsreform waren große Schwierigkeiten zu überwinden. So kam es vor, dass die Bediensteten auf ihr (ohnehin bescheidenes) Gehalt wochenlang warten mussten.

Ende 1948 kam es erstmals zu ernsthaften Kalamitäten in der Bestandssicherung des Institutsbetriebes, was mit längerer Aussetzung der Gehaltszahlungen verbunden war. Im Dezember 1948 nahm sich jedoch Prinz Max von Fürstenberg der Institutsfinanzen an und führte neue Verwaltungsmaßstäbe ein, wobei es zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem Instituts-Führungspersonal kam. Da das Haus Fürstenberg in den ersten Jahren offenbar der wichtigste Geldgeber für das Institut war, musste sich die In-

stuttsleitung fügen. Im Laufe des Jahres 1949 stand die Existenz des HBI erneut auf der Kippe, es waren bereits die Kündigungen der Mitarbeiter ausgesprochen und schriftlich übergeben worden. In dieser Situation sprang der Fürst wieder in die Bresche, nachdem er seine finanziellen Zuwendungen nach erneuten Differenzen mit der Institutsleitung vorübergehend ausgesetzt hatte.

Den vollen Überblick über die finanziellen Verhältnisse des HBI in den ersten Jahren hatte vermutlich nur Theo Beye, der zumindest in der Anfangszeit als Geldbeschaffer fungierte. Recht früh jedoch erhielt das Institut Zuwendungen aus dem Marshall-Plan sowie aus ERP-Mitteln. Es erfolgte zudem großzügige Unterstützung durch Landes- und Bundesbehörden, sowie durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Im Jahr 1953 erhielt das HBI die Anerkennung als »überregional bedeutsames« Forschungsinstitut, womit die Aufnahme in das sogenannte Königssteiner Staatsabkommen gewährleistet war. Damit war die Finanzierung durch Forschungsbeihilfen aus einem Fonds gesichert, zu dem alle Bundesländer beitrugen.<sup>32</sup>

Nach welchem internen Schlüssel die Mittelzuweisungen an die einzelnen Abteilungen erfolgten, lässt sich nicht mehr eruieren. Grundsätzlich wird wohl eine gleichmäßige Verteilung der Gelder angestrebt worden sein. Der Finanzbedarf der verschiedenen Abteilungen war natürlich nie einheitlich der gleiche, erforderliche Investitionen fielen zu unterschiedlichen Zeiten an. Da die einzelnen Abteilungen zwar grundsätzlich aus einem gemeinsamen Topf finanziert wurden, jedoch außerdem noch spezielle Geldquellen existierten, die nicht allen zugute kamen, war die interne Finanzpolitik des HBI sicherlich eine komplexe Thematik.

Die Rechtsform des HBI war die eines gemeinnützigen Vereins (e. V.) mit dem Zweck, wissenschaftliche Forschungen zu fördern. Diese Rechtsform war für derartige Einrichtungen üblich (s. a. Max-Planck-Gesellschaft) und wurde von den baden-württembergischen Ministerien für Finanzen und Kultur empfohlen. Diese Ministerien vertraten die Interessen des HBI gegenüber der Ländergemeinschaft im Königsteiner Abkommen.

War die Finanzierung des Instituts zu Beginn seiner Existenz schwierig und z. T. chaotisch, so hatte sich diese Situation spätestens seit Beginn der 1960er Jahre grundlegend geändert: In dieser und der folgenden Dekade traten als Geldgeber auch das Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung sowie das Verteidigungsministerium auf, es bestand außerdem ein Forschungsvertrag mit der Europäischen Atomgemeinschaft, womit die Finanzlage des Instituts als komfortabel bezeichnet werden konnte.

## DIE WOHNETAGEN UND IHRE BEWOHNER

Wie im ersten Abschnitt schon erwähnt, diente das zweite und dritte Stockwerk des Institutsgebäudes Wohnzwecken. Besonders die Institutsbeschäftigten der ersten Generation wohnten hier zum großen Teil. Das Wohnumfeld, das in diesen beiden Stockwerken entstand, ist aus heutiger Sicht abenteuerlich. Es erinnert etwas an die Wohnquartiere in alten Herrenhäusern, Schlössern, Kasernen und eben alten Hotels, die für Flüchtlinge aus dem Osten in der Kriegs- und Nachkriegszeit improvisiert wurden. Der Vorhof des Heiligenberger Schlosses fungierte übrigens zur selben Zeit als Flüchtlingsrefugium für des Fürsten weitläufige Adelsverwandtschaft aus dem Osten: die Sippschaft der Grafen von Schönburg, Schaffgotsch, usw. Einige der Institutsbewohner waren tatsächlich Flüchtlinge aus dem Osten.

Das Augenfälligste, besonders im zweiten Stockwerk, waren die beengten Wohnverhältnisse: Rund 14 ehemalige Hotelzimmer führten auf einen großen Flur. Diese Zimmer wurden bewohnt von fünf drei- bis fünfköpfigen Familien sowie mehreren Einzelpersonen. Zwei ineinander gehende Räume am nördlichen Ende des großen Flurs hatten die Funktion eines Gemeinschaftsraumes, der vor allem von den Singles genutzt wurde. Sie konnten sich hier – auch sehr improvisiert – Essen zubereiten und gemeinsam essen, abends gesellig beieinander sitzen, Karten spielen und sogar Musik hören, denn es gab einen (wohl recht archaischen) Plattenspieler. Dieser Raum hatte den illustren Namen »Casino«, der für die Kinder übrigens absolut tabu war.

Im zweiten Stock wohnten also zwischen 21 und 25 Menschen in ca. 13 Räumen, wobei die Familien in den ersten Jahren jeweils maximal zwei Zimmer bewohnten (häufige Aufteilung: eine Wohnküche mit einer Schlafstelle, ein Schlafzimmer). Später konnte durch Fluktuation für die eine oder andere Familie noch ein drittes Zimmer hinzukommen – das war jedoch eher die Ausnahme und großer Luxus. Allen Menschen, die im zweiten Stock wohnten, standen gemeinsam zwei Toiletten zur Verfügung, von denen die eine (die rechte) immer mal wieder außer Betrieb war.

Im dritten Stock befanden sich nur kleine Mansardenzimmer (ca. sechs), in denen ausschließlich Singles wohnten. Sie teilten sich eine Toilette. Für sie stand auch das Casino im zweiten Stock zur Verfügung. In dieser Wohnetage herrschte grundsätzlich eine gewisse Fluktuation. Der Wohnraum wurde im Laufe der Zeit zunehmend reduziert durch die Expansion von Dr. Tiedemanns Abteilung (Unterabteilung der Zoologie), so dass schließlich nur noch drei Wohnräume verfügbar waren. Diese wurden ab Ende der 1950er Jahre paritätisch belegt von den drei Abteilungen: Von jeder Abteilung durfte jeweils ein Beschäftigter ein Zimmer im dritten Stock bewohnen. Diese Regelung blieb bis zum Fortgang von Dr. Tiedemann (1963) gültig.

Im zweiten Stock hatten die meisten Zimmer Waschbecken, jedoch nicht alle. Im dritten Stock waren die Zimmer ohne fließend Wasser, die Bewohner verrichteten ihre Morgentoilette mit Waschschißel und Wasserkrug. Bad oder Dusche gab es im zweiten

und dritten Stockwerk nicht. Ein gemeinsames Badezimmer für alle Institutsbewohner befand sich im ersten Stock. Hier wurde Freitagnachmittag der Ofen angesteckt für das Badewasser und die Bewohner konnten nach Terminplan ihr Bad nehmen.

In den Zimmern standen noch die alten Hotelmöbel – die meisten Bewohner hatten keine eigenen Möbel mitgebracht (oder besaßen keine). Beheizt wurden die Räume mit primitiven Sägemehl-Öfen, das Sägemehl lagerte in einer der ehemaligen Remisen und musste in die Ofeneinsätze mühsam gestopft werden. Die Wäsche konnte in der Waschküche gewaschen werden, die sich in einem der Nebengebäude befand. Die Ausstattung bestand aus Zinkwanne, Wasserkessel und Waschbrett.

Alle Zimmer waren von Haustieren mitbewohnt: Mäuse und Ratten. Ihr eigentliches Habitat befand sich in den Zwischenräumen unter den Bodendielen, wo sie dem Zugriff der menschlichen Bewohner entzogen waren. Zur Nahrungsaufnahme kamen sie jedoch durch die Fugen zwischen den Dielenbrettern hervor und verspeisten, was vom Esstisch nach unten fiel. Diese Nagerpopulation bestand z. T. aus »wildlebenden« Hausmäusen, z. T. aber auch aus entlaufenen Versuchstieren. Die Versuchstiere waren – zumindest bis Mitte der 1950er Jahre – allesamt weiß mit roten Knopfaugen. Die (menschlichen) Bewohner waren von diesen Zimmergenossen zwar nicht angetan, sie begegneten ihnen aber mit Gelassenheit. Die Präsenz der Mäuse war eine vertraute Realität, niemand verfiel bei ihrem Anblick in Hysterie.<sup>33</sup> Selbst wenn nachts eine Maus über's Bett (oder gar über's Gesicht) huschte, hatte das keine Panikattacken oder Phobien zur Folge. Natürlich versuchten die Familienväter mit Holzleisten die Fugen zu verschließen, aber dies scheint keine nachhaltig erfolgreiche Maßnahme gewesen zu sein.

Aus heutiger Sicht wird man vielleicht befürchten, dass diese Wohnverhältnisse Nährboden für Zank und Streit bildeten. Eher das Gegenteil war jedoch der Fall: Trotz aller Unterschiedlichkeit bestand ein großes Grundvertrauen zwischen den Bewohnern, z. B. schloss niemand seine Zimmer ab. Das Miteinander war geprägt von Hilfsbereitschaft, Toleranz und Lebensfreude. Natürlich gab es auch Konflikte, z. B. die auf dem Flur herumtobenden Kinder<sup>34</sup> waren für die Ruhebedürftigen unter den Erwachsenen kein Quell der Freude. Aber es bestand wohl immer eine deutliche Bereitschaft zum Konsens.

Für die Kinder waren diese Verhältnisse paradiesisch:<sup>35</sup> Sie waren ständig in Gemeinschaft mit anderen Kindern, spielten zusammen, erlebten gemeinsame Abenteuer, hatten große Bewegungsfreiheit (es gab damals kaum Verkehr auf der Straße) und mussten nur wenig beaufsichtigt werden. Zwar schickten einige Eltern ihre Kinder in den Kindergarten (neben der Schule), aber die Kinder wussten das strenge Regiment der katholischen Ordensschwester Inocentia wenig zu schätzen. Sie nutzten zumeist die erste passende Gelegenheit am Vormittag, um aus dem Kindergarten auszubüxen. Natürlich machten die Kinder auch viel Unsinn und Verbotenes, was allerdings drastische Strafen nach sich ziehen konnte, die Väter kannten – insbesondere bei den Jungen – kein Pardon.



Abb. 27: Institutsfasching (Lakschewitz, Seiter, Wöllwarth, Härlin, Stöhr)

Die großen Highlights waren im Sommer das heißgeliebte Schwimmbad, im Winter die Ski- und Rodelhänge. Absoluter Renner des Wintervergnügens war das Rodeln auf der Alten Steige, wo sich das halbe Dorf traf, und abends auch die Erwachsenen zu Gange waren.

Zu den Höhepunkten des Zusammenlebens der Institutsbewohner gehörten die großen Faschnachtsfeste, die alljährlich im Parterre in dem verbliebenen großen Gastraum des Hotels sowie in den Räumen der Verwaltung mit großem Aufwand gefeiert wurden. Mit großem Aufwand vor allem an Phantasie, Witz und Improvisationskunst. Vielleicht kann man sagen, dass diese Feste ganz besonders die Bereitschaft und den Willen der »Institutler« (wie sie im Dorf genannt

wurden) verdeutlichten, ihr Miteinander als lebenswerte und lebensfrohe Gemeinschaft zu gestalten – trotz aller Entbehrungen und Belastungen.

Ein anderes gemeinsames Jahresevent war die Nikolausfeier, die allerdings den Familien vorbehalten war: In der »Bibliothek« der chemischen Abteilung versammelten sich alle Eltern mit ihren Kindern und erwarteten dort den Nikolaus. Dieser erschien in vollem Ornat, begleitet von seinem Knecht Ruprecht, den er jedoch zumeist draußen vor dem Bibliotheksfenster stehen ließ. Der Nikolaus wurde stets von einem externen Talent aus dem Dorf gestellt, z. B. von dem Bauunternehmer Hiestand oder der Zahnarzttochter Antje Fiedler. Das feierliche Procedere sah vor, dass St. Nikolaus seine beiden großen Bücher aus dem Sack hervorholte: Im schwarzen Buch standen die schlimmen Taten der Kinder, im weißen die guten. Jedes Kind wurde nun der Reihe nach aufgerufen, musste sich aus dem Schutz der elterlichen Begleitung lösen und vortreten. Vom Nikolaus bekam es sodann seine Sünden und Verfehlungen vorgehalten (während Knecht Ruprecht gelegentlich mit der Rute gegen das Fenster schlug und seinen Sack hochhob, aus dem die Nachbildung eines menschlichen Beines mit dem Fuß zuoberst herausguckte), aber auch Lob ausgesprochen bekam für seine guten Taten. Die Kinder lauschten eingeschüchtert und aufgeregt mit roten Wangen und Ohren diesen Ausführungen, mussten ein Gedicht aufsagen oder ein Lied singen und erhielten schließlich ein Geschenkpäckchen aus dem großen Sack. Nachdem sich Nikolaus alle Kinder vorgeknöpft hatte, verabschiedeten sie den hohen Gast mit dem Nikolauslied.

Große Familienergebnisse waren außerdem die Kindergeburtstage, zu denen in der Regel alle Institutskinder eingeladen waren. Einmal wurde ein Geburtstag im Januar auf einem großen Pferdeschlitten gefeiert: Die Kinder waren dick in warme Kleidung eingepackt, jedes Kind hatte einen Lampion in der Hand, womit der Schlitten beleuchtet wurde. Der Pferdekutscher fuhr die Kinder durch die dunkle tief verschneite Landschaft und das Dorf – ein großes Erlebnis für die Kinder.

Das grundsätzliche Verhältnis der Institutsangehörigen zur übrigen Ortsbevölkerung war zu Beginn sicherlich geprägt von Fremdheit und damit einhergehenden gegenseitigen Vorbehalten. Im Laufe der Jahre entwickelte sich jedoch ein Integrationsprozess, der vor allem auf der privaten Ebene stattfand und zu wechselseitiger Anerkennung bis hin zu Freundschaften führte.

Mitte der 1950er Jahre zogen die Familien der ersten Bewohnergeneration nach und nach aus dem Institutsgebäude aus. Der Auszug der Familien hatte mehrere Gründe: Erstens war die Vereinbarkeit von Wohnen und Arbeiten im selben Gebäude nicht mehr im bisherigen Maße gegeben. Die intensivere Ausnutzung der Stockwerke zu Arbeitszwecken und zu Geräteinstallierungen (besonders in Tiedemanns Mansardenräumen) führte zu einer Verschlechterung der Wohnsituation: Lärmbelästigung durch den Betrieb von Geräten und Maschinen, Geruchsbelästigung durch Ausdünstungen. Zweitens führten die beengten und provisorischen Wohnverhältnisse bei den Bewohnern zu dem immer deutlicheren Wunsch nach Abhilfe und Veränderung. Und drittens reklamierten die Abteilungen von Mangold und besonders Langendorff wachsenden Raumbedarf.

Nach dem Auszug der Familien wurden die Räume des zweiten Stockwerks (mit Ausnahme des Casinos) schrittweise umgewandelt in Labor- und Arbeitsräume der radiologischen und der biologischen Abteilung. Lediglich Waldschmidt-Leitz und Langendorff bewohnten hier (später) private Zimmer. Mangold hatte sein Zimmer von Anfang an im ersten Stock.

## DAS ENDE DES HEILIGENBERG-INSTITUTS

Seit 1960 gab es Überlegungen und Pläne, wie es mit dem Institut in der Zukunft weitergehen sollte. Das alte Hotelgebäude war trotz all seiner Provisorien, seiner Beengtheit und seiner baulichen Unzulänglichkeiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit sicherlich ein gern akzeptierter Standort. In der Zeit des Wirtschaftswunders wurde jedoch zunehmend deutlich, dass die räumlichen Bedingungen nicht mehr zeitgemäß waren. In dem alten Gebäude standen modernste wissenschaftliche Apparaturen. Auch die Korridore mussten z. T. mit Geräten belegt werden. Wegen des teilweise erheblichen Gewichtes dieser Apparate war es notwendig, die Decken des Gebäudes mit Stahlträgern zu verstärken. Also sann man auf die Errichtung eines Neubaus an anderem Ort.<sup>36</sup>

Diese Überlegungen richteten sich bald konkret auf eine Angliederung an die neu gegründete Universität Konstanz. Auch seitens der Stadt Konstanz sowie des Landes Baden-Württemberg gab es Interesse an derartigen Vorstellungen, und es kam daher zu intensiven Verhandlungen und bereits konkreten Planungen. In deren Verlauf stellte die Stadt Konstanz einen günstigen Bauplatz direkt am Bodensee zur Verfügung, das Land Baden-Württemberg stellte die finanziellen Mittel für die Errichtung des Neubaus im Landeshaushalt ein, ein Architektenbüro arbeitete die Baupläne aus.

Dennoch kam nach fünf Jahren umfassender Vorbereitungen das Aus für den Konstanzer Standort: Zunächst sprach sich der Rektor der Uni Konstanz gegen die Ansiedlung des HBI aus, sodann erging auch vom Gründungsrat ablehnender Bescheid. Den wesentlichen Anteil am Scheitern der Konstanzer Pläne scheint jedoch der Wissenschaftsrat gehabt zu haben. Dieser machte spätestens ab 1963 hinter den Kulissen Front gegen die Verlegung des HBI nach Konstanz und übte wohl zunehmenden Einfluß auf das Kultusministerium aus. Man sprach z. T. offiziell von den »Winkelzügen« des Geschäftsführers des Wissenschaftsrates, Ministerialdirektor Schneider.

Über die Hintergründe dieser enttäuschenden Entwicklung gab es im internen Kreis der (besonders jüngeren) Heiligenberger Wissenschaftler folgende Darstellung: Bei den Gesprächen mit den verschiedenen Verhandlungspartnern beanspruchten die drei Heiligenberger Professoren Langendorff, Waldschmitz-Leitz und Krause ein hohes Maß an Autonomie und Befriedigung persönlicher Interessen bezüglich Räumlichkeiten und Einrichtungen. Sie waren ebenso darauf bedacht, ihre dominante Stellung in der Institutshierarchie zu bewahren. Dies erregte nicht nur den Unwillen der jungen Wissenschaftler des Instituts sondern stieß auch auf Widerstand bei den Verhandlungspartnern, insbesondere bei den Beauftragten des Landes Baden-Württemberg. Da die drei Heiligenberger Professoren jedoch unbeirrt an ihren Ansprüchen festhielten, scheiterten schließlich die Verhandlungen.

Kurze Zeit später ergab sich die neue vielversprechende Perspektive, das Heiligenberg-Institut in Ulm neu erstehen zu lassen. Der Wissenschaftsrat hatte seiner Distanzierung vom Standort Konstanz die Empfehlung folgen lassen, in Ulm das HBI neu errichten zu lassen. Auch hier war eine neue Universität im Entstehen, auch hier bestand ein erhebliches Interesse daran, das Heiligenberg-Institut zu übernehmen. Die VW-Stiftung wollte sechs Millionen DM für das Projekt zur Verfügung stellen.

Diesmal waren die Voraussetzungen noch günstiger als zuvor bei Konstanz: Alle Beteiligten, das Land, der Wissenschaftsrat, die Stadt Ulm, der Gründungsrat der Universität sprachen sich für die Ansiedlung des HBI aus. Als ebenfalls vorteilhaft wurde die naturwissenschaftliche Ausrichtung der Universität Ulm gewertet (der Universität Konstanz war ein mehr geisteswissenschaftlicher Schwerpunkt zugedacht). Das HBI sollte der Universität angegliedert werden.

Erneut wurden intensive Verhandlungen geführt, auch unter Einbeziehung von Architekten und Einrichtungsfachleuten. Die Heiligenberger Wissenschaftler befassten

sich bereits mit ganz konkreten Einrichtungsdetails für ihre Labors und Arbeitsräume. Im Herbst 1970 waren alle Voraussetzungen für den Neubau des HBI geschaffen: Die Gelder waren abrufbar (zehn Millionen DM), die Pläne des Architekten waren genehmigt, das Universitätsbauamt hatte auf dem für den Bau vorgesehenen Gelände den Wald schlagen lassen und ließ die Zufahrtswege errichten, der Baubeginn stand unmittelbar bevor.

Doch erneut kam es zum Eklat: Der Wissenschaftsrat lehnte Anfang 1971 den Neubau des HBI ab und befürwortete stattdessen die Eingliederung des Institutes in die Universität Ulm. Dies bedeutete im Klartext das Aus für das HBI in Ulm: Im Planungsbericht des Gründungsausschusses der Universität Ulm (in dem der Wissenschaftsrat vertreten war) war ausdrücklich festgeschrieben worden, dass es innerhalb der Universität keine selbständigen bzw. isolierten Institute herkömmlicher Art<sup>37</sup> geben sollte. So musste konsequenterweise der Rektor den (offenbar nur vorgeschobenen) Vorschlag des Wissenschaftsrates ablehnen mit der (durchaus ernst gemeinten) offiziellen Begründung, dass er dadurch eine zu starke finanzielle Belastung für die Universität befürchte. Weitere Sitzungen mit Vertretern des Landes Baden-Württemberg hatten lediglich den Erfolg, dass einem Teil der jungen Heiligenberger Wissenschaftler die Übernahme an die Universität Ulm angeboten wurde. Von diesem Angebot machten Wissenschaftler aus allen drei Abteilungen Gebrauch. Dies führte zu erheblichen Verstimmungen besonders bei Prof. Langendorff, der dies als Verrat empfand und seine Abteilung ausbluten sah.

Auch diesmal wurden intern die Hintergründe des Desasters ähnlich beurteilt wie schon beim erfolglosen Ausgang der Bemühungen um Konstanz: Die Heiligenberger Professoren hatten sich erneut zu sehr an ihren persönlichen Eigeninteressen orientiert und stellten Forderungen, mit denen sich die Ulmer Verhandlungspartner nicht anfreunden konnten. Auch diesmal wurden die Gespräche abgebrochen, alle Planungen wurden Makulatur, Planungskosten von 160 000 DM waren somit vergeudet.

Dem Institut war nach dem Exodus der jungen Wissenschaftler kein langes Fortbestehen mehr beschieden: 1972 lief das Königsteiner Abkommen aus, damit bestand die maßgebliche finanzielle Grundlage des Instituts nicht mehr. Im Dezember 1972 wurde das Heiligenberg-Institut nach 26jährigem Bestehen geschlossen. Die noch verbliebenen Mitarbeiter hatten die traurige Aufgabe, die Auflösung des HBI zu betreiben. Die einst hochmodernen und sehr teuren Geräte wurden z. T. verschenkt (z. B. an das Limnologische Institut in Langenargen) oder entsorgt.

Nach dem Auszug des Instituts sah sich die Familie Förster finanziell nicht in der Lage, die teilweise marode Bausubstanz des stark abgenutzten alten Hotelgebäudes aus eigener Kraft zu renovieren. Sie verkaufte daher das Haus an einen Investor, der das Gebäude entkernte und zu Eigentumswohnungen bzw. zu gewerblichen Räumen (Sparkasse und Apotheke) umbaute.

## NACHTRAG ZUR STEINZEITKARIKATUR DES HBI

Beschreibung der verschiedenen Bereiche mit Sprechblasen und Schildern: im Uhrzeigersinn von vorne nach links, sodann nach hinten, schließlich nach vorne rechts. Da bei den Personen von dem realen Institutspersonal des Jahres 1952 ausgegangen wurde, benenne ich sie (soweit eindeutig) mit realen Namen. Manche Sprechblasen ließen sich nicht präzise entziffern sondern nur erraten, was Ungenauigkeiten bewirkt haben mag.

1. Theo Beye eilt durch den Eingang, Kutscher: »So'n Gehetze«
2. Verwaltung: Herbert Sell diktiert: »Schreiben Sie: Bestellen wir hiermit ...« Lotte Schwarz meißelt die Schriftzeichen auf Steinplatten. Auf einem Stapel lagern fertig gemeißelte Steinplatten zur Unterschrift.
3. Buchhaltung: Ernst Tennert macht Frühstückspause, wird von Kollegen gewarnt: »He! Chef kommt!«
4. Zwischen Buchhaltung und zentraler Palme erstreckt sich die Bibliothek (Reihen gemeißelter Steinplatten).
5. Im Hintergrund befindet sich die Abteilung Strahlenforschung: Eine Mitarbeiterin bündelt mit Riesenbrennglas die kosmischen Strahlen auf den Kopf eines Versuchstieres, die andere Mitarbeiterin mit Hammer fragt: »Noch etwas Narkose, Herr Professor?« Prof. Langendorff antwortet: »fünffachen Sudores«.
6. Neben der Strahlenforschung sieht man die Abteilung Chemie: Wissenschaftler zu Mitarbeiterin am Kessel: »Passen Sie auf, dass nicht wieder so viel Kohlenstoff ins Präparat kommt.« Assistentin an der Waage: »Ein halbes Zentnerchen zu viel, na schon egal.«
7. Die Treppe führt zu den Behausungen. Oben meint eine Bewohnerin (mit Besen in der Hand) zur anderen: »und ich sage ..., die ... wird immer frecher.«
8. Vor der Treppe hat sich mit mehreren Tiergehegen die Abteilung Biologie eingerichtet. Wissenschaftler zu Eier aufmeißelndem Assistenten: »Wir werden etwa ein Dutzend Köpfe an den Bauch pflanzen.« Im Vordergrund: Ausschuß: Geborstene Sauriereier mit heraushängenden Tierköpfen.

*Anschrift des Verfassers:*

Karlwalther Schneider, Hangarsteinweg 15, D-34292 Ahnatal,

Email: kw.schneider@gmx.de

### BILDNACHWEIS

Archiv des Heimatvereins Heiligenberg e.V.: Abb. 1, 11; Privatarchiv Hermann Förster: Abb. 2 – 10; Privatbesitz Karl W. Schneider: Abb. 12 – 18, 21 – 25, 27; Privatbesitz Dr. Claus D. Schoeller: Abb. 19; Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen: Abb. 20; Privatbesitz Prof. Tiedemann: Abb. 26

Für die freundliche und engagierte Unterstützung meiner Nachforschungen danke ich herzlich: Dr. Hans Kling, Elisabeth Neumann (posthum), Karin und Hermann Förster, Dr. Irmhild Steinbach, Karl Mark (Heimatverein Heiligenberg), Dr. Claus-Dieter Schoeller, Gisela Stöhr (posthum), Wilderich Graf von und zu Bodman, Gisela Schulz, Gisela Sigel (geb. Bücheler), Leonardo Cobianchi, Prof. Walter Kocher, Frau Dr. Becker-Kocher, Gerda Schmidt, Ingrid Rossmann, Dr. Christa Fleming, Dr. Barbara Graack, Sibylle Dietz (geb. Härlin), Sonja Auer, Margarete Schwab, Dorothee Sell-Maurer, Rosemarie Lackschewitz und Giampiero Bandini.

## ANMERKUNGEN

1 BARTH, Franz Karl: Heiligenberg (Bodensee), Klimatischer Kurort, 2. Auflage Überlingen 1920, S. 20.  
 2 1806 erbaut, eigene Brauerei, ab 1880 steigende Zahl von Kurgästen (möglicherweise auch viele wohlhabende jüdische Gäste, da die Familie Winter angeblich jüdisch war), 1906 Erweiterungsbau.  
 3 Die Infrastruktur war für ein 800-Seelen-Dorf beachtlich: Sehr gute medizinische Versorgung (modernes Krankenhaus, niedergelassene Ärzte, Apotheke); vier weitere Gasthäuser (neben den beiden großen Hotels), Cafés und Konditoreien, mehrere Pensionen und eine ganze Reihe Privatquartiere; Sparkasse; gute Einkaufsmöglichkeiten (mehrere Kolonialwarenläden, Textiläden, etc.); hoteleigene Tennisanlagen, ein kleines elegantes Schwimmbad (unterhalb des Schlosses im Bereich zwischen Hofstetter Mühle und Baustadel).  
 4 Tanzveranstaltungen (Bälle) und regelmäßige Konzerte in den Hotels (z.T. täglich), Kleinkunst mit Theaterschauspielen, vermutlich auch Vorträge, Literaturveranstaltungen, etc.  
 5 Zusammenbruch der Monarchie, politische Wirren der Nachkriegsjahre und Inflation.  
 6 Gemäß Versailler Vertrag wurde das deutsche Heer auf 100 000 Mann reduziert.  
 7 Friedrich Albert war schwer verwundet in ein Lazarett nahe Berlin gebracht worden. Er starb dort an seinen Kriegsverletzungen knapp zwei Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges.  
 8 Elisabeth starb 1937 22jährig an TBC.  
 9 Vielleicht hatte das Gebäude auch in diesem Zusammenhang seinen Wintergarten sowie Loggia und Balkon an der Front zum Postplatz eingebüßt.  
 10 Von der »Deutsche Gesellschaft für Kur- und Erholungsheime für Handel und Industrie e.V.«  
 11 Theo Beye soll zu diesem Zweck mit der Fürstin eine Szene im Rittersaal des Schlosses inszeniert haben, die den anwesenden Kommandanten der französischen Einheit in gewünschter Weise beeinflusste.

12 Mangold war vor und während des Krieges offenbar überzeugter Nationalsozialist gewesen: 1943 Eintritt in den NS-Lehrerbund, 1935 Mitglied der NS-DAP trotz damaliger Aufnahmesperre, Eintritt in den NS-Dozentenbund und in den NS-Altherrenbund, 1940 Obersturmführer im NSFK [!]. 1942 gehörte er zu den Unterzeichnern eines Briefes an die Reichskanzlei, in dem angesichts »der ungeheuren Schärfe des Kampfes des Judentums gegen das deutsche Volk« alle staatlichen antisemitischen Maßnahmen gebilligt wurden. (KLEE, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. 2. Auflage, Frankfurt/Main 2005, S. 389)

Als Rektor hielt Mangold eine Rede anlässlich der Reichsgründungsfeier und des Jahrestages der Machtergreifung in der Aula der Universität Freiburg. Darin sagte er u. a.: »Möge es uns alten Soldaten des großen Krieges gelingen, unsere Studenten zum Soldatentum der Wissenschaft zu erziehen; möge es uns vergönnt sein zu beobachten, dass die braunen Kolonnen des NS-Studentenbundes bei ihren Märschen durch die Universitätsstadt und das deutsche Vaterland mit der Liebe und dem Stolz begrüßt werden, die in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und in der Achtung vor der Leistung wurzeln«; MANGOLD, Otto: Die Aufgaben der Biologie im Dritten Reich, in: Freiburger Universitätsreden Heft 29, Freiburg im Breisgau 1938.

13 Die Thematik der radioaktiven Strahlung bescherzte Langendorff auch unangenehme Berührung mit den Niederungen der Politik: Während eines Urlaubs von Langendorff im Jahre 1956 gab ein Assistent an Langendorffs Freiburger Institut radioaktive Messwerte heraus, die der Presse bekannt wurden und erhebliche Aufregung in der Öffentlichkeit verursachten. Dies führte zu einer großen Anfrage der SPD (Ollenhauer) im Bundestag, wodurch das Atomministerium mit seinem Chef Franz Josef Strauß unter Druck geriet. Dieser gab den Druck weiter und schimpfte in einer Pressekonferenz über Langendorffs Institutsleitung. Langendorff wurde ins

Ministerium einbestellt und befand sich (schuldlos) in einer sehr unbehaglichen Situation. Seine Stellung und seine Reputation scheinen jedoch keinen Schaden erlitten zu haben.

14 Auch sie arbeitete in den ersten Jahren mit Unterbrechungen im HBI.

15 Für die entsprechenden Versuche unterhielt er große Tierställe mit Ratten, Mäusen, Vögeln und Affen.

16 Wilhelm Traube war Jude und geriet in die Hände der Gestapo. Trotz intensiver Bemühungen Walter Schoellers und Otto Hahns, den Freund zu retten, wurde jener umgebracht.

17 Auch Otto Warburg war als Halbjude im Nazideutschland zunehmend gefährdet trotz seiner hohen Reputation als Nobelpreisträger und seiner exponierten Stellung als Chef des Kaiser-Wilhelm-Instituts. In seinem Fall gelang es den Freunden jedoch nach intensiven Beratungen, einen Weg zu finden, Warburgs Leben und Existenz zu sichern. Dabei spielte Schoellers Ehefrau Paula de Crignis die entscheidende Rolle: Deren Cousine Helli war verheiratet mit Philipp Bouhler, dem damaligen Chef von Hitlers Privatkanzlei. Paula de Crignis konnte über ihre Cousine bewirken, dass sich Philipp Bouhler der Sache annahm: Dies tat er vor dem Hintergrund von Hitlers Angst vor Kehlkopfkrebs einerseits und Warburgs großem Fachwissen und erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiet des Kehlkopfkrebsses andererseits. Bouhler konnte Hitler vermitteln, dass Warburg der entscheidende Experte bei Kehlkopfkrebs war, dessen Flucht oder Tod für ihn, Hitler, verhängnisvolle Folgen haben könnte. Diese Strategie war erfolgreich, Warburg behielt die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts und konnte ungefährdet weiterhin in Deutschland leben. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Warburg Direktor seines inzwischen in »Max-Planck-Institut« umbenannten Hauses. Das Ehepaar Bouhler beging bei Kriegsende Selbstmord.

18 Außer dem Sohn Claus, der in Stalingrad kämpfte und wegen seiner Verwundung das Glück hatte, noch ausgeflogen zu werden.

19 Als praktizierender Buddhist hatte er die Bekanntheit der Fürstin zu Fürstenberg in Donauschingen gemacht, die ebenfalls eine begeisterte Anhängerin buddhistischer Lehren war. Daraus entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen zum Fürstenhaus. Als Schoeller unter Hinweis auf seinen Wissenschaftler-Verein beim Fürsten nachfragte

wegen geeigneter Liegenschaften für eine Institutsgründung, wurde jener aktiv und vermittelte den Kontakt zum Hotel Post in Heiligenberg.

20 Es ist interessant, dass Tonutti vermutlich nur ein Vierteljahr (höchstens jedoch ein halbes Jahr) Kriegsteilnehmer war und danach von der Wehrmacht beurlaubt wurde. (In seinen Lebensläufen nach 1940 taucht das biografische Detail der Kriegsteilnahme nicht mehr auf.) Es scheint an höherer Stelle ein deutliches Interesse gegeben zu haben, Tonutti wieder seine anatomischen Forschungen aufnehmen zu lassen. Sein späterer Wechsel an die Schweizer Universität Fribourg vollzog sich offenbar ganz legal, denn er reiste während seiner Lehr- und Forschungstätigkeit in der Schweiz häufig nach Deutschland, was sicherlich mit Kenntnis (oder mit Absprache) offizieller deutscher Stellen geschah.

21 1. Tonutti wurde vorgeworfen, als Anatom der Uni Breslau medizinische Versuche an lebenden Menschen vorgenommen zu haben. Er hatte jedoch in seinen Publikationen lediglich davon berichtet, Experimente mit Organen von Menschen durchgeführt zu haben, die gerade hingerichtet worden waren. Die Tatsache, dass ein beträchtlicher Teil der von Tonutti und seinen Kollegen mit Vitamin C behandelten Personen (zum größten Teil junge Gefängnisinsassen) ohne erkennbare Ursache eines plötzlichen Todes starben, führte jedoch zu weitergehenden Schlussfolgerungen bzw. Verdächtigungen:

In Frankreich wurden Tierversuche mit Vitamin C gemacht, wobei man die Versuchstiere nach längerfristigen Vitamin C-Gaben ausbluten ließ und sodann eine Silbernitratlösung in die Hauptschlagader pumpete. Dadurch ließ sich die Vitamin C-Konzentration in den verschiedenen Organen feststellen. Tonutti wurde verdächtigt, diese Versuchsmethode übernommen und an Häftlingen kurz vor ihrer Hinrichtung durchgeführt zu haben. (»Die Nation« 20.6.1945, »La Liberté« 9.2.1946, »Die Tat« 27.5.1945)

2. Ihm wurde unterstellt, seine häufigen Reisen nach Deutschland genutzt zu haben, um in KZ's Menschenversuche vorzunehmen. (»Die Nation« 20.6.1945, »Die Tat« 27.5.1945)

3. Außerdem wurde Tonutti vorgeworfen, er sei Vertrauensarzt der Hitler-Jugend gewesen. Als solcher habe er auch mehrmals Schulungslager der Schweizer HJ betreut, die auf deutschem Boden organisiert waren. Dabei habe er den Nazinachwuchs über Biologie »aufgeklärt«. Selbst die konservative

Schweizer Presse, die sich hinter Tonutti stellte, räumte ein: Es sei durch Dokumente belegt, dass Tonutti als »Chef der Sportgruppe« fungierte und Arzt der »Landesgruppenführung der deutschen Jugend« war. (Neue Zürcher Zeitung 14.2.1946)

22 Über seine Nähe zum NS-Regime ist nur bekannt, dass er als Wissenschaftler am 27.1.1944 Teilnehmer an einer Mycel-Tagung im Rüstungsministerium war. Mycel ist ein Abfallprodukt der Zellulose, das laut SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt als Ersatznahrungsmittel für KZ-Häftlinge verwendet werden sollte. An 100 000 Gefangenen lief bereits ein Großversuch mit 50 mg/Tag; (KLEE, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich, . 2. Auflage, Frankfurt/Main 2005, S. 653).

23 Waldschmidt-Leitz publizierte 1940 seine angebliche Entdeckung, dass im Tumorgewebe untypische Enzyme auftraten als Abwehrreaktion auf den Tumor. Diese Theorie beruhte auf fehlerhaften Forschungsarbeiten eines Kollegen, dessen Ergebnisse Waldschmidt-L. ungeprüft übernahm. Wegen der öffentlichen Verbreitung seiner noch ungesicherten Vermutungen (er stellte u. a. die baldige Herstellung eines Krebsimpfstoffs in Aussicht) wurde er schon während der NS-Zeit von Kollegen stark kritisiert. (CHARPA, Ulrich/DEICHMANN, Ute: Vertrauensvorschuß und wissenschaftliches Fehlhandeln – Eine reliabilistische Modellierung der Fälle Abderhalden, Goldschmidt, Moewus und Waldschmidt-Leitz, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 27 (2004) S. 194).

24 In einer großen Elektrophoreseapparatur wurde die Auftrennung in Albumin Alpha, Beta, Gamma durchgeführt, sodann erfolgte die Dialyse mit anschließender Gefriertrocknung. Es schloss sich die Hydrolyse mit 6n HCl über 24 Stunden an bis schließlich am Aminoanalysator die Aufspaltung in 18 Aminosäuren erfolgen konnte.

25 In den Ställen wurden ca. 5000 Ratten und Mäuse gehalten, deren Futter 1500 DM pro Monat kostete.

26 MINDER, W.: Hanns Langendorff zum 70. Geburtstag. In: Atomkernenergie, Bd. 18 (1971) Lfg. 2, S. 91 f.

27 Die Versuchstiere bzw. deren Laich wurden dem Heiligenberger Schwimmbad entnommen, in dessen trübem Wasser zahllose Molche, Frösche etc. lebten. Den Molchlaich legten die Tiere in Grasbüscheln ab, die zu diesem Zweck an einer Schnur ins Wasser gehängt wurden. Die Angestellten der biologischen

Abteilung holten die Grasbüschel in regelmäßigen Abständen aus dem Wasser und brachten sie ins Institut. Dort kam der Laich in ein großes Aquarium, wo er sich weiter entwickeln konnte bis zum jeweils gewünschten Stadium. Dieses Aquarium lief eines Nachts stundenlang über; die Folge war ein erheblicher Wasserschaden in der darunterliegenden Hotelküche, dem Reich von Paula Bücheler.

28 Mangold und seine Wissenschaftler entdeckten die Determinatorzellen. Damit ließ sich die Frage beantworten, aus welchen Substanzen die Zellen bestehen, die später ganz bestimmte Körperteile ausbilden.

29 Bei ihrem Besuch im Heiligenberg-Institut wurden Journalisten mit folgender Mitteilung überrascht: »Wir sind in der Lage, Ihnen in kurzer Zeit 5000 Molche mit zwei Köpfen zu liefern. Wenn es aber Molche sein sollen, bei denen der Schwanz aus dem Bauch wächst, so können wir auch damit dienen.« Stuttgarter Nachrichten vom 29. März 1963.

30 LANGENDORFF, Hanns: Das Heiligenberg-Institut, seine Aufgaben und seine Ziele, Heiligenberg 1971.

31 Dem Vorstand war ein beratendes Kuratorium zur Seite gestellt, dessen Präsident Prof. Heilmeyer war (Rektor der Universität Ulm). Dem Kuratorium gehörten außerdem leitende Ministerialbeamte sowie Wissenschaftler anderer deutscher Hochschulen an, darunter auch Prof. Tonutti (Universität Ulm), der bis 1950 am HBI tätig war. Ob und in welcher Weise dieses Gremium in Erscheinung trat, ist nicht belegt. Ebenfalls unklar ist, ob das Kuratorium schon vor 1967 existierte. Die Uni Ulm wurde erst 1967 gegründet, sowohl Heilmeyer als auch Tonutti waren zuvor an anderen Hochschulen tätig.

32 Im Rechnungsjahr 1953 betrug die Forschungsbeihilfe aus dem Königsteiner Abkommen 200 000 DM, 1960 war sie auf 474 000 DM angestiegen, woran sich die günstige Entwicklung des HBI ablesen lässt.

33 Die Kinder waren mit den Tieren besonders vertraut (und fanden sie possierlich), da sie gerne die Mäuse- und Rattenställe besuchten, um sich das Treiben in den Käfigen anzuschauen und auch mal von ihren harten Keksen zu naschen.

34 Bei schlechtem Wetter war der Flur der Ort, wo die Kinder zusammen kamen und ihren Auslauf suchten. Dabei ging es zumeist sehr lebhaft zu mit hohem Lärmpegel: Die Kinder fuhren Roller, Dreirad und was sich sonst noch zu kindlicher Fortbewegung eignete und drehten mit wachsender Begeisterung und Lautstärke ihre Runden. Bestimmte Tageszeiten

waren jedoch gemäß gemeinsamer Absprachen tabu.

35 Natürlich stellten selbst diese »paradiesischen«  
Verhältnisse keine heile Welt dar: 1. Es existierte  
auch hier – wie überall – eine Hackordnung, die auf  
der unteren Ebene als unangenehm empfunden wer-  
den konnte. 2. Es gab in den Anfangsjahren durch-  
aus Konfrontation mit den Kindern und Jugendlichen  
der einheimischen Bevölkerung im Dorf.

36 Es bestand offenbar Interesse seitens der Städte  
Baden-Baden und Donaueschingen, das HBI zu  
übernehmen. Beide Kommunen machten dem Heili-  
genberg-Institut entsprechende Angebote. Der HBI-  
Vorstand scheint jedoch diese potentiellen Standorte  
nicht als ernsthafte Optionen betrachtet zu haben.

37 Bericht des Gründungsausschusses über eine  
Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule in  
Ulm, Ulm, Juli 1965, S. 34.